

Berliner Volksblatt.

Organ für die Interessen der Arbeiter.

Das „Berliner Volksblatt“
erschint täglich Morgens außer nach Sonn- und Festtagen. Abonnementspreis für Berlin frei
Haus vierteljährlich 4 Mark, monatlich 1,35 Mark, wöchentlich 35 Pf. Postabonnement
1 Mark. Einzelne Nummer 5 Pf. Sonntags-Nummer mit dem „Sonntags-Blatt“ 10 Pf.
(Eingetragen in der Postzeitungspreislifte für 1888 unter Nr. 849.)

Insertionsgebühr
beträgt für die 4 gespaltete Zeilen oder deren Raum 25 Pf. Arbeitsmarkt 10 Pf. Bei
größeren Aufträgen hoher Rabatt nach Uebereinkunft. Inserate werden bis 4 Uhr Nachmittags
in der Expedition, Berlin SW., Zimmerstraße 44, sowie von allen Annoncen-Bureaus, ohne
Erhöhung des Preises, angenommen.

Redaktion: Benthstraße 2. — Expedition: Zimmerstraße 44.

Die Kunst zu wohnen.

Nachdem vor ein paar Wochen der Abgeordnete Miquel die in verschiedenen Großstädten herrschende Wohnmiserie zur Sprache gebracht und dort mit einer Reihe Vorschlägen herausrückte, die nach seiner Meinung gesetzmäßig wären, so gründliche Besserung zu schaffen, daß fünf Millionen mehr die Rede sein könnte, hat jetzt über dieses Thema der deutschfreisinnige Abgeordnete und Eisenbahndirektor a. D. Schrader einen Vortrag in der Volkskammer gehalten.

Während Herr Miquel als früherer Kommunist und auch aus seinen Erfahrungen, die er als Direktor der Kontobank während der blutigen Gründerzeit gesammelt hat, weiß, daß der Uebermacht des Kapitalismus mit den Mitteln der sogenannten Selbsthilfe nicht beizukommen ist, alles, was auf diesem Gebiete geleistet werden kann, ein elendes Flickwerk bleibt, wenn es nicht schließlich sofort zum Vorteil desselben kapitalistischen Systems umgewandelt wird, das damit bekämpft werden soll, und er deshalb die Vorschläge der Staatsgewalt für unvermeidlich hält, so hat Herr Schrader den entgegengesetzten Standpunkt, und nach seiner Ansicht der Versuch, die Lösung dieser Wohnungsfrage mit Hilfe der Staatsgewalt herbeizuführen, das Uebel zu verschlimmern.

Während Herr Miquel seinem staatssozialistischen Standpunkte entsprechend sanitätspolizeiliche Vorschriften verlangt, die die Mindestforderungen der von Menschen zu bewohnenden Räume feststellen, dann den Hauseigentümern das Pfandrecht an den von Mietnern eingebrachten Sachen nehmen will und sich indirekt für eine staatliche Regelung der Höhe der Mietpreise ausspricht, indem er die übermäßige Miethsforderungen ein Wohnungswucherer verhängt, verspricht sich Herr Schrader von all diesen Mitteln nichts und sieht er nur die einzige Möglichkeit einer Abhilfe in der Gründung von Baugenossenschaften.

Zum Beweise dafür, daß diese Genossenschaften — die übrigens keine Wohlthaten erweisen, sondern nach den Prinzipien solider und vernünftiger Wirtschaft verfahren, — eine entsprechende Verzinsung des Kapitals erzielen können — die Wohnungsfrage noch am ehesten zu lösen — exemplifizirte Herr Schrader auf die Resultate, welche solche Genossenschaften in London und auch in Dänemark und anderwärts schon erzielt haben sollen. Herr Schrader führte dabei gewaltige Zahlen an. Speziell in London, so führte er aus, sollen 2150 solcher Genossenschaften mit 576 594 Mitgliedern existieren, die eine Einkünfte von 20 Millionen Pfd. Sterling jährlich haben.

Außerdem haben dieselben 600 Millionen Gesellschaftsantheile, 300 Millionen Spareinlagen und 920 Millionen Hypothekenschulden. Ein großer Theil der Mitglieder soll bereits in eigenen Häusern wohnen.

So Herr Schrader! Wir sind nun weit entfernt, den geringsten Zweifel in die Angaben des geehrten Herrn zu setzen, und wir glauben, daß dieselben bis zum letzten Penny stimmen. Was wir aber nicht glauben, das ist, daß alle diese Genossenschaften mit ihren ganz respectablen Spareinlagen und mit ihren noch respectableren Hypothekenschulden das geringste dazu beigetragen haben, die Wohnungsnoth der arbeitenden Klassen — und um diese handelt es sich in erster Linie — zu heben. Die Mitglieder solcher Genossenschaften, so weit diese sich nicht direkt aus kapitalistischen Kreisen bilden, was auch nicht selten ist — gehören dem Mittelbürgerstand und dem Beamtenthum an und nur hier und da verirren sich ein paar besser gestellte Arbeiter, Werkführer u. d. d. Das eigentliche Gros der Arbeiterschaft ist in diesen Genossenschaften aber nicht vertreten und zwar aus dem sehr einfachen Grunde nicht, weil von dem verdienten Lohne, neben den Ausgaben für den notwendigen Lebensunterhalt, nicht so viel übrig bleibt, um die für ein Arbeiter Einkommen immerhin verhältnismäßig hohen Beiträge, die solche Genossenschaften erheben müssen, bezahlen zu können. Aber selbst, wenn in Zeiten der Prosperität eine größere Zahl von Arbeitern solchen Genossenschaften beiträgt, sobald eine Krise und in deren Gefolge Arbeits- und Verdienstlosigkeit kommt, dann gehen diese Arbeiter, in Folge des Unvermögens, die Beiträge weiter zu bezahlen, entweder ihrer Mitgliederrechte verlustig oder sie verkaufen oder übertragen diese ihre Rechte an kapitalträchtigere Mitglieder oder gar Spekulanten. Dieser Vorgang hat sich noch überall wiederholt, wo mit solchen Genossenschaften versucht wurde, das Loos der Arbeiter zu heben.

Wenn Herr Schrader übrigens die Berichte nachlesen will, die über die Zustände veröffentlicht wurden, unter denen die Londoner Arbeiter, z. B. im Eastend, leben und wohnen, so wird er sich rasch überzeugen, daß für die Londoner Arbeiterschaft die Wohnungsfrage eben so schlimm und vielleicht schlimmer vorhanden ist, wie für die Arbeiter irgend einer Großstadt des Continents. Und dieses, trotz der kolossalen Summen, welche den Baugenossenschaften zur Verfügung stehen.

Herr Schrader glaubt aber nicht nur, daß die Baugenossenschaften der Wohnungsnoth zu steuern vermögen, sondern er erwartet von denselben auch, daß sie die Bewohner der Genossenschaftshäuser zu der „Kunst des Wohnens“ heranzubilden. Nun, wer eine geräumige, helle und lustige Wohnung hat, d. h. sie bezahlen kann, bei

dem ist die Kunst des Wohnens rasch gelernt. Wer das nötige Geld hat, um sich Feuerung zu kaufen, der wird auch im Winter bei strenger Kälte dafür sorgen, daß die Wohnung reichlich gelüftet wird. Wer aber den dritten oder vierten Theil seines Einkommens für Wohnungsmiete ausgeben muß und infolge dessen genöthigt ist, von den wenigen Räumllichkeiten, die er sich überhaupt mieten konnte, wieder welche an Astermiether weiter zu geben und wer, wegen Feuerungs- und Nahrungsmangel, hungernd und frierend in der „gelüfteten“ Wohnung sich aufhalten muß, dem wird die „Kunst des Wohnens“ schwer beizubringen sein.

Wir überschätzen die Vorschläge des Herrn Miquel für Abhilfe der Wohnungsfrage gewiß nicht, aber sein Vorschlag, durch ein Reichsgesetz die Mindestanforderungen festzustellen, welche die Sanitätspolizei an menschliche Wohnungen erheben kann und muß, stößt uns doch noch mehr Vertrauen ein, als die Schrader'sche Hoffnung, daß Baugenossenschaften den Mietbewohnern die Kunst des Wohnens beibringen werden. Diese Kunst würde sich rasch finden, wenn der Arbeiter, der kleine Beamte und der Kleinhandwerker nur so viel verdienen, daß sie sich neben den Anschaffungen für die Nothdurft des Körpers auch noch eine menschenwürdige Wohnung mieten könnten.

Um die „Kunst des Wohnens“ zu üben, muß man vor allem Herr in seiner eigenen Wohnung sein, d. h. dieselbe allein bewohnen. Wie viele Arbeiter aber sind im Stande, eine Wohnung, und wenn sie auch noch so bescheiden ist, allein ohne Zuhilfenahme von Einlogirern zu bezahlen? Daran wird aber nichts geändert, ob die Wohnung einem Baupfandanten oder einer Genossenschaft gehört.

Den besten Beweis dafür, daß unter den heutigen Erwerbs- und Eigentumsverhältnissen, unter denen der Arbeiter in Gestalt des Lohnes dauernd nie mehr als das Unterhaltminimum ausbezahlt erhält, Pläne, wie sie Herr Schrader entwickelt hat, nichts zur Verbesserung der Lage der Arbeiter beitragen können, liefern die Zustände in jenen Unternehmungen, mit denen man früher bereits versuchte, die Wohnungsfrage für den Arbeiterstand zu lösen.

Am umfassendsten ist dieser Versuch wohl mit der Gründung der sog. Arbeiterstadt in Mülhausen im Elsaß gemacht worden und Jahre lang wurde diese Gründung ja auch als die endgiltige und glückliche Lösung der Arbeiterwohnungsfrage ausposaunt. „Die Mülhauser Cité“ ovrieres sind eine Neuerung, welche eine Glanzperiode in der Geschichte der arbeitenden Klassen und der Humanität im Allgemeinen bildet, welche die Nachwelt höher stellen wird, als die Siege, welche die Alexander und Napoleon aller Zeiten errufen haben.“ So steht zu lesen in dem Bericht über die Pariser Ausstellung im Jahre 1867, auf welcher die Pläne und sauber ausgeführten Modelle der Mülhauser Häuser

ich noch gar nicht erlebt; das ist ja ein wahrer Wollenbruch!

„Aber Sie sind doch nicht von Bollmers herein zu Fuß gegangen?“ rief Frau Baumann, indem sie ihr beifällig war, das Tuch abzunehmen und aufzuhängen.

„Na, weiter fehlte mir nichts,“ sagte die Dame; „aber ich hatte vorher noch einen Besuch zu machen, und jetzt bin ich hierher gekommen, Herr Baumann, um Sie in einer Sache um Rath zu fragen.“

„Rath?“ lachte der Schlossermeister. „Da wären Sie wohl an der falschen Thür; ich bin doch kein Advokat!“

„Ja, eben einen guten, anständigen Advokaten will ich bei Ihnen erfragen,“ sagte die Frau; „es giebt derlei Volk genug in der Stadt, alle drei Thüren weit lebt ein Schilt, aber wer sich da nicht auskennt, ist auch gleich verrathen und verkauft.“

„Oh,“ sagte Baumann, „und was haben Sie mit einem Advokaten zu thun? Wer die nicht sehr nothwendig hat, soll die Finger davon lassen; mit denen ist nicht gut Kirschen essen.“

„Das weiß ich,“ nickte Madame Müller entschieden mit dem Kopf, indem sie sich auf den ihr hingeschobenen Stuhl niederließ. „Ah, da ist ja auch der Fritz — alle Wetter, ist der groß und ein hübscher Junge geworden, Baumann! Der ist ja einen halben Kopf größer als Sie, und Sie gehören auch nicht mit zu den Kleinsten.“

„Ja, und jetzt Meister und selbstständig geworden,“ nickte der Vater mit einem beifälligen Lächeln auf den Sohn; „er hat 'was gelernt, der Junge, das muß man ihm lassen, und wird sich schon durchhelfen in der Welt.“

„Dafür kann man nicht genug dankbar sein,“ nickte die Frau, „wenn man Freude an seinen Kindern erlebt, — aber was ich gleich sagen wollte, Meister, wissen Sie hier in der Nähe einen ordentlichen Advokaten, der weiß, was Rechtens ist?“

„Das sollten sie eigentlich alle wissen,“ lachte der Meister, „aber es kommt darauf an, zu was Sie ihn haben wollen. Brauchen Sie einen recht verschmitzten und durchtriebenen, so . . .“

„Nein, den brauch' ich nicht,“ rief Madame Müller;

Feuilleton.

Der Erbe.

Roman von Friedrich Gerstäcker.

Fritz Baumann's Mutter hatte still und schweigend vor sich gesehen, aber kein Wort mehr gesagt, und Fritz hatte sich eigentlich, daß sie nicht seine Partei stärker über, aber der Alte hatte auch Recht, denn sein Entschluß war ja fest, um sich noch von seiner Liebe abzuwenden zu lassen. Dittlie war schon seit langen Jahren sein Ideal der Weiblichkeit gewesen, und nur um sie zu gewinnen, er sich mit beispiellosem Fleiße abgemüht, sein Ziel zu erreichen. Jetzt stand er unabhängig da, nicht mehr hoffnung, nein, mit der Gewißheit, sich sein Brot reichlich verdienen zu können und eine Frau und Familie dabei zu ernähren. Er wollte keine Mitgift, er wollte keine; was sie brauchten, konnte er selber besorgen, und die Mutter hatte ihm schon versprochen, in der ersten Zeit, wenn sich die Ausgaben vielleicht unerwartet sehr häufen sollten, beizuspringen. Was brauchte er? Er trat ja nicht als Bittender in Witte's Haus — er bat, wollte er auch bringen, der Tochter einen treuen Rath, den Eltern einen wackern Sohn.

„Wahrheit“ sagte er deshalb, „Du siehst die Sache zu. Ich gebe zu, daß es Dittliens Mutter vielleicht sehr sahe, wenn ihre Tochter eine vornehmere Partie ergäbe, es ist das ja natürlich. Aber sie wird auch nicht dieselben entgegenzutreten wollen, und ist mir Dittlie dankbar.“

„Was Du noch nicht einmal zu wissen scheinst.“

„Was ich aber von Herzen hoffe, — dann, glaub' mir, wird sie sich auch nicht sträuben, ihre Einwilligung zu geben. In unserer Stadt besteht noch die alte Achtung dem Bürgerstande, und dem gehören wir so gut an, daß der Staatsanwalt Witte. Er ist ebenso wenig adelig als Baron, als wir, und wenn seine Frau wirklich daran

dächte, ihr Kind Einem aus jenem Stande zu geben, so wäre der Sprung weit größer, als von uns zu ihr.“

„Ja,“ sagte der Vater, „das klingt ganz vernünftig, ist aber nur einfach nicht wahr, weil Sitten und Gewohnheiten die ganze Geschichte gewöhnlich herumdrehen. Aber was kann's helfen — Du, als mein echter Sohn, hast natürlich gerade einen solchen Dickschädel wie ich, und der muß erst ein paar Mal irgendwo gegenrennen, ehe er gescheidt wird — also lauf! Mit Vernunftgründen ist bei Dir doch nichts auszurichten, Du mußt durch Schaden klug werden.“

„Vater . . .“

„Es ist nicht anders — aber das Wetter warte erst ab, sonst kommst Du wie eine gebadete Maus als Brautwerber, und naß sieht ein Fisch recht hübsch aus, aber kein Mensch — der Guß kann ja doch nicht ewig dauern. Wie das noch regnet; wie dicke Seile kommt's von oben herunter, und auf der Straße könnte man beinahe mit einem Boote fahren — herein!“

Der Ausruf galt einem starken und ganz entschiedenen Klopfen an der Thür, die sich auch gleich darauf öffnete und das uns wohlbekannte Gesicht der Madame Müller zeigte.

„Guten Tag alle mitammen!“ sagte sie, ihren Regenschirm vorsichtiger Weise draußen lassend. „Semine, meine Güte, ist das ein Wetter, und bei dem wird man herausgejagt, wo man so ruhig zwischen seinen vier Pfählen sitzen könnte! Ich werde mir wohl wieder den Tod an einem Schnupfen holen, denn aus den Schuhen hebt mich das Wasser heraus — bis an die Knöchel geht's einem ja da draußen!“

„Madame Müller,“ lachte Baumann, „so wahr ich lebe — na, Sie haben sich eine schöne Bitterung zum Spazierengehen ausgefucht — aber kommen Sie doch nur herein! Sie wollen doch nicht in der Thür stehen bleiben?“

„Nein,“ sagte Madame Müller, mit einem Blick auf das reinliche Zimmer; aber ich triefe nur so, und mein verwünschter blauer Kittel färbt ab — ich werde Ihnen einen blauen Streifen ins Zimmer bringen. So einen Regen hab'

auch paradierten. Dieses Lob wurde, womöglich in noch überschwänglicheren Worten, in der deutschen Presse und von unseren Volkswirtschaftlern a la Schrader Jahre lang nachgeplappert und wer an der Wichtigkeit desselben sich den Leisesten Zweifel erlaubte, der war ein Sozialdemokrat und Umstürzler.

Das ging so lange, bis endlich Herdner's treffliches Buch den Schleier löstete. Und welches Bild bietet sich uns nun?

„Leider“, so schreibt H., nachdem er den obigen Ausspruch des österreichischen Berichts zitiert hat, „sieht die Wirklichkeit ganz anders aus, als sich die Schilderungen auf dem Papiere ausnehmen. . . . Der Fehler liegt eben darin, daß die soziale Lage den Rülhauer Arbeitern eben so wenig als ihren Kollegen in den übrigen Industrie-Ländern und Städten erlaubt, sich eine auch nur den bescheidensten Verhältnissen angepaßte menschenwürdige Wohnung zu gestalten.“

Die in der „City“ gebauten Häuschen sind ursprünglich alle nur für eine Familie gedacht gewesen. Nun erzählt uns Herdner:

„Der Besitzer des Häuschens vermietet den ersten Stock und auch die Dachkammer, um so in die Möglichkeit zu kommen, die kontraktmäßige Abzahlung zu leisten und sich so das Häuschen zu — ersparen. . . . Der zu „Wohnungen“ umgewandelte Dachraum enthält 15,05 Kubikmeter Luftraum. Ein solches Gemach könnte also höchstens einer Person zum Aufenthalt dienen. Thatsächlich werden nach den Angaben des Abts Betty von 160 Mansarden 26 von einer Person, 49 von zwei und 85 von ganzen Familien bewohnt, deren Kopfszahl in der Regel 4—5 beträgt. . . . Gelegentlich der infolge drohender Choleraepidemie vorgenommenen Untersuchung der Wohnräume 1884 fand man in einem einzigen dieser Häuschen 6 Familien und einen einzelnen Arbeiter, der die Mansarde bewohnte, im Ganzen 42 Köpfe. Derselbe Hausbesitzer gewährte noch 58 Personen gegen Vergütung ein Lager auf stinkendem Stroh.“

So sieht es um die Wohnungsfrage für den Arbeiter an den Stellen, wo nach Schrader'schem Rezept die Wohnungsfrage gelöst ist und die „Kunst des Wohnens“ geübt wird. Die Wohnungsfrage ist ein Theil der sozialen Frage, sie wird gelöst mit dieser, nicht früher und nicht später.

Original-Korrespondenzen.

Amsterdam, 18. Februar. Gestern Abend strömte wieder Alles nach dem „Volkspart“, wo eine öffentliche Versammlung abgehalten werden sollte, um einen lebendigen Protest einzulegen gegen den Minister du Tour und dessen ferneres Verbleiben im Amte. Als erster Redner trat Genosse Methöfer auf, um über „Jeanne Corette“ zu sprechen. (Der geehrte Einsender giebt uns leider nicht an, was es mit dieser „Dame“ auf sich hat; in Deutschland ist über den Fall, der in Holland wahrscheinlich Aufsehen gemacht hat, nichts bekannt geworden. Im Großen und Ganzen geht aus der folgenden Resolution jedoch hervor, daß hier ein Akt grober Klassenjustiz vorliegt. Sobald wir die näheren Umstände erfahren, werden wir unseren Lesern nachträglich Mittheilung machen. Red. d. Vollsbl.) Redner erzählte, wie diese „Dame“ hochseiner frist die Salons des Gefängnisdirektors betrat, wie sie auf dem denkbar vertrautesten Fuße mit einem Mitgliede des Richterstandes verkehrte, der ihr seine Parfüms und Kerzen mit Kerzen in das Gefängnis sandte. Der jetzige Justizminister, unter dessen Verwaltung solche Dinge vorzuliegen können, sei nicht mehr werth, seine Stellung auch nur einen Augenblick zu behalten. Unsere Justiz ist keine blinde Frau mit Schaafe und Schwert, sondern eine Dirne, die mit dem einen Auge mit den Reichen und Mächtigen liebäugelt, und mit dem anderen herumschiel, ob sie nicht einen rechtschaffenen Mann aus dem Volke entdecken kann, um ihn in den Kerker zu werfen. Und wie tief das Gefühl für die eigene Manneswürde in unseren „gebildeten“ Ständen gesunken ist, das geht aus der Thatsache hervor, daß der letzte Ball bei diesem Minister noch so stark besucht war. Redner schloß mit dem Wunsch, daß die Klassenjustiz endlich der Rechtsprechung durch das Volk Platz machen möge.

Als Protest gegen die Klassenjustiz nahm man folgende Resolution an:

Die am 17. Februar in Amsterdam abgehaltene große Volksversammlung in Erwägung:

„daß die nach „Recht voor Allen“ am 19. September 1887 verurtheilte Jeanne Corette bei ihrem Transport nach dem Gefängnis von dem niederländischen Justizminister, von dem niederländischen Generalstaatsanwalt

im Haag und zwei Bedienten begleitet wurde; daß der recurtheligen Jeanne Corette in dem Gefängnis zu Arnheim ein geräumiges Zimmer angewiesen wurde, daß ihr ihre kostbaren Toiletten, Parfüms und Seifen belassen wurden, daß sie ganz nach ihrem Belieben Briefe schreiben und Besuche von offiziellen und nichtoffiziellen Personen empfangen durfte, während die Salons des Direktors ihr allabendlich offen standen;

In Erwägung, daß zu derselben Zeit Domela-Nieuwenhuis in einem Gefängniswagen nach der Strafanstalt zu Utrecht überführt wurde, daß dieser Mann nackt ausgezogen wurde, daß man ihm Haar und Bart obfhor, daß er Düten lecken mußte, daß er die Briefe des Vormundes seiner Kinder nicht erhielt, daß er letztere mit einem Sträflingsanzug bekleidet empfangen mußte und von ihnen durch zwei Reihen Eisenstäbe getrennt war;

In Erwägung, daß diejenigen zur Rechenschaft gezogen werden müßten, die in der geschilderten ungleichmäßigen Weise richterliche Urtheile zur Ausführung bringen, oder daß der Verbreiter dieser Thatfachen, Bürger Methöfer, bestraft werden muß; daß der Justizminister, Herr Baron du Tour van Bellinckhove, wiederholtlich aufgefordert wurde, ein Verfahren gegen Methöfer einzuleiten, welches Ansuchen jedoch wiederholt durch die richterliche Gewalt abgelehnt wurde;

appellirt an das niederländische Volk, um durchzusetzen, daß entweder Methöfer gerichtlich verfolgt wird, oder daß der Justizminister, Herr Baron du Tour van Bellinckhove, seines Amtes enthoben werde.“

Der Vorliegende Fortuyn theilte mit, daß eine ganze Anzahl von Telegrammen eingelaufen sei, in welchen die vollständige Zustimmung zu der Versammlung ausgesprochen wurde. Mit dem Wunsche, daß entweder Methöfer verfolgt oder der Minister entlassen werden müsse, schloß er die Versammlung.

London, 17. Februar. Die gestrige Parlaments-Sitzung war ein großer Triumph der irischen Sache.

Eins der irischen Mitglieder, D'O'Brien, der mit den Gefängnissen der Tories jüngst Bekanntheit gemacht hat, entwickelte in der Adreßdebatte das Programm der neuen Taktik. Und es lautet — genau wie ich es skizzirt habe —: moralische Eroberung Englands, Kampf gegen die englische Regierung, Bündniß mit dem englischen Volk.

Zu Gewaltthatigkeiten, führte er aus, würden die Irländer sich nicht hinreichend lassen, — noch sei die Majorität des englischen Parlaments nicht für die gerechte Sache Irlands gewonnen, aber die Wahrheit bohre sich durch, in immer weitere Kreise dringe die Erkenntniß, daß die Gerechtigkeit auch hier die beste Politik sei. Das Ministerium habe mit der Majorität im Hause auch die Gewalt. Aber weder seine Majorität noch die Gewalt würden ihm auf die Dauer nützen. Die Majorität werde zusammenschmelzen, und die Gewaltspolizei, wie überall sonst in der Welt, schmähhlichen Schiffbruch leiden.

Der Redner gab eine Uebersicht der Fortschritte, welche die Sache Irlands gemacht, und für welche das irische Volk in hervorragendem Maße Gladstone zu danken habe. Und er erklärte den Herren von der Majorität, sie, die irischen Mitglieder, seien ihres Sieges so sicher, daß sie von jeder weiteren Obstruktionspolitik absahen und das Torministerium ungehindert dort sich selbst ruiniren lassen würden.

Diese Rede, voll schlichter, dem einfachsten Menschenverstand faßlicher Wahrheit, machte auf das Parlament einen größeren Eindruck als irgend eine frühere zu Gunsten Irlands gehaltene Rede. Und den Tories wäre es tausend Mal lieber gewesen, wenn D'O'Brien eine blutrünstige Rede gehalten, an die Leidenschaften appellirt und neue Parlamentsstandale angelündigt hätte.

Diese ruhige Sprache der Siegesgewißheit machte auf die Gegner einen wahrhaft verblüffenden Eindruck. Und es war kein flüchtiger Augenblickserfolg. Denn die verrantesteten Feinde Irlands mußten sich sagen, daß sie durch diese Taktik lahm gelegt waren — daß es keine Macht giebt, welche die Fortschritte der irischen Bewegung noch aufhalten kann.

Kein parlamentarischer Sieg kann an dieser Thatsache etwas ändern. So stark die englische Regierung ist, wenn sie das englische Volk hinter sich hat, so ohnmächtig ist sie, wenn sie es nicht hinter sich hat! Regierung und Volk sind zwar in England noch lange nicht Eins, aber so weit sind wir schon in England, daß keine Regierung sich am Ruder behaupten kann, welche die Majorität nicht hinter sich hat.

Und während die frühere Taktik der Irländer die Mehrzahl des englischen Volks auf Seiten der Irland unterdrückenden englischen Regierung trieb, führt die jetzige Taktik mit mathematischer Bestimmtheit das englische Volk auf Seiten Irlands. Daran ist weder durch List noch durch Gewalt etwas zu ändern.

Und das haben die Tories sehr wohl begriffen. Für alle diejenigen, welche ähnliche Kämpfe zu bestehen

haben, hat der irische Emanzipationskampf ungemein Belehrendes und Tröstliches. So lange die sich auf die nackte Gewalt verlassen und unterschiedslos englische Reich und Volk bekämpften, mußten sie scheitern. Und die englische Regierung that ihr Möglichstes, die Irländer auf dieser irigen Bahn zu halten; sie stieg auf diese Weise die fenische Gewaltthat und leitete durch D'Donovan Jahre lang die sogenannte Dynamitpartei durch bittere Erfahrung wurden die Irländer klug. Sie kannten, daß der Klassenkampf auf dem Boden der nationalen Nationalitätsprinzipien für sie keine Vernichtung endigen könnte. Sie erkannten, daß der Klassen- und Religionsunterschied bei den Irländern und den Theil des englischen Volks, welcher ein Interesse an den politischen und sozialen Verhältnissen umgibt, die Bruderhand zu gemeinsamem Kampfe reichlich geboten hat. Und diese Erkenntniß ist allmählich zu praktischer Vernunft gelangt.

Schon früher gab es Männer von Scharfblick, in sowohl als in England, welche einen Bund der Demokratie beider Länder befürworteten.

Die Chartisten bemühten sich aufs Neue, Gladstone heranzuziehen, und der Hauptführer der Chartisten, D' Connor, war ein Irländer. Allein die Massen Irlands wurden für diesen Gedanken nicht gewonnen. Die Chartisten brauchten Weile. Der Katholizismus Irlands war zu tief im Fleisch, und Jahrhunderte blutiger und brutaler Unterdrückung hatten eine zu üppig und wurzelte Saat des Hasses aufschließen lassen, als daß sie hätte ausgerottet werden können.

Nun, endlich ist es gelungen, und weit entfernt in die Zukunft zu endigen, wird der irisch-englische Emanzipationskampf die beiden feindlichen Parteien dauernd mit einander verbunden.

Ich schrieb schon, die Gladstone'schen Vorschläge in England deshalb noch auf vielfachen Widerstand stießen, weil sie mit der Reichseinheit nicht verträglich waren. Das sind jedoch Einwendungen, die leicht zu widerlegen sind. Die Hauptschwierigkeit liegt in den wirtschaftlichen Verhältnissen. Sind diese geregelt, so ist die Sache besser, als es nach den höchst problematischen Gladstone'schen Vorschlägen möglich — so ist der Rest kinderleicht. Die Irländer ein Landesparlament und autonomes Verwaltung, so werden sie gern im Reichsparlament die Gesamtdarstellung Großbritanniens übernehmen. Aber die Irländer haben keine Erbschaften und eine Arriolaratur und Mißgeburt sein würde, schon alle vernünftigen Irländer ein, und wird, sobald das gegen England naturgemäß erloschen ist, bald den Irländern eingeleitet werden, die jetzt noch nicht vernünftig

Politische Uebersicht.

Neue Steuern sind wieder in Sicht! Die politischen Nachrichten, deren Beziehungen zu den Finanzen bekannt sind, lassen sich wie folgt vernehmen: Die preussische Gefehentwurf für 1888/89 balanzirt; er bedarf die Mittel zu einer außerordentlichen Schuldentilgung von 8 Millionen Mark. Abgesehen davon, daß dabei ein Bedarf für das Reich aus Anlaß der Militärausgaben berücksichtigt ist, wird diese außerordentliche Schuldentilgung dadurch ermöglicht, daß für 1888/89 nur die Hälfte der zur Erleichterung der Volksschulden bereit zu stellen der betreffende Staatsbeitrag erst vom 1. Oktober werden soll. Müßte anstatt der Hälfte der ganze Betrag von 20 Millionen in dem nächsten Etat ausgebracht werden, würde derselbe dafür nicht ausreichende Deckungsmittel bieten, worauf jedenfalls nicht mit Sicherheit zu rechnen ist. Wenn, worauf jedenfalls nicht mit Sicherheit zu rechnen ist, nicht erhebliche Veränderungen eintreten, dürfte das nächste Staatsetats sich in seinen Hauptzügen in dem wiederholen und so als der Ausdruck der dauernden Finanzverhältnisse anzusehen sein. Mit anderen Worten: die Finanzen gestatten wohl während die Neuaufwendung von Millionen Mark zur Erleichterung der Volksschulden, aber Mittel für weitere Neuaufwendungen vor der Hand Gleichwohl ist eine Reihe von Anträgen im Abgeordneten theils bereits gestellt, theils in Aussicht, welche eine Vermehrung der Ausgaben oder eine Verminderung der Einnahmen zur Folge haben würde. Die in der Kommission der Erleichterung der Volksschulden beschlossene Erleichterung der Volksschullehrer und der Volksschullehrer auf die Staatskasse und auf Grund der Immobilien- und Nachsteuern bewegen sich in dieser Richtung. Die Beseitigung der Bergwerkssteuer, die Erleichterung der Eisenbahntarife, die Ueberweisung von Steuern und Gebäudesteuer an die Kommunen sind meistens die Gegenstand von Erörterungen gewesen. Ohne Zweifel werden die Absichten und Ziele, welche jene Anträge und Beschlüsse verfolgen, volle Sympathie und liegen ja alle in der

„ich will einen ehrlichen haben, der geradeweg ist, denn ich habe auch eine ehrliche Sache!“

„Ja, liebe Madame Müller,“ sagte Baumann, sich den Kopf kratzend, „mit den Advokaten hier in der Stadt bin ich nicht besonders bekannt; aber wenn Sie in der Sache einen guten Rath hören wollen, dann gehen Sie zum Staatsanwalt Witte. Ob er sich selber damit einläßt, weiß ich nicht, aber was der Ihnen sagt, können Sie getrost thun, denn das ist ein ehrlicher Mann.“

„Gut, danke schön, weiter verlang' ich nichts; das übrige besorg' ich mir dann schon selber, denn auf den Kopf gefallen bin ich auch nicht, und in meinem eigenen Hause brauch' ich mich nicht beschimpfen und beleidigen zu lassen.“

„Nein, das allerdings nicht,“ sagte Meister Baumann; „und hat das wirklich jemand gethan?“

„Ich denken Sie nur,“ rief die Frau, „kommen da neulich — ich habe zehn Tage von dem Aegerer krank im Bette gelegen — so ein paar ganz anständig gekleidete Herren — der eine war ein Rath und der andere ein Major — zu mir in's Haus hinein und reden so zudersüß und gehen immer wie die Katze um den heißen Brei herum, thun auch, als ob sie gar nicht zu mir, sondern nur zu meinem Schwiegerohn gewollt hätten, der gerade wieder mit meiner Tochter fortgefahren war. Wie ich aber nicht anbiß, denn wer denkt denn in seiner Gutmüthigkeit an so was, singen sie an, vom Baron Wendelsheim und seinem ältesten Sohn zu reden.“

„Vom Baron Wendelsheim?“ rief Frau Baumann.

„Sawohl,“ nickte Madame Müller; „und auch einmal sagte mir der eine von ihnen, der Rath — und ein Mundwerk hatte er, daß Einem angst und bange wurde — sagte mir der Rath — man sollte es gar nicht für möglich halten — das Bild von meiner Tochter, das über meinem Sopha hängt und das der Maler Schröder hier gemalt hat, wie sie neunzehn Jahre alt war, wäre gar nicht meine Tochter, sondern das Kind vom Baron, und ich hätte das Kind vertauscht, und die Hefberger hätte es ihnen erzählt.“

„Aber das ist doch ganz unmöglich!“ rief Frau Baumann, von ihrem Stuhl emporfahrend.

„Na, ich hab' ihnen aber heimgeleuchtet,“ lachte Madame Müller ingrimig vor sich hin, „die kommen so bald nicht wieder! Was ich ihnen eigentlich gesagt habe, weiß ich gar nicht mehr, aber Excellenz habe ich sie nicht genannt, darauf können Sie sich verlassen. Ich wollte auch gleich nachher aufs Gericht und das Lumpengesindel auf frischer That verlagern; aber der Aegerer war mir so in die Glieder geschlagen; daß ich mich wahrhaftig zu Bett legen mußte, und da kriegte ich meinen alten Rheumatismus in das linke Knie, daß ich mich die ganze Zeit nicht rühren konnte. Aber jetzt geht's wieder, und mein erster Gang war heute Morgen zur Hefbergern, Ihrer Schwester, Baumann, um der einmal ordentlich die Leviten zu lesen, daß sie von einer ehrlichen Frau solche Schandgeschichten erzählt. Die leugnet aber Stein und Bein; kein Wort will sie, weder mit dem Rath noch mit dem Major, gesprochen haben. Aber ich trau' ihr nicht, Baumann, wenn's auch Ihre Schwester ist; sie hat immer ihre Hinterlistigkeiten gehabt, so lange ich sie kenne, und da wollen wir denn kurzen Prozeß machen. Ich muß der Sache auf den Grund gehen, und wenn die Hefberger Recht hat, dann sollen mir die beiden Patrone, der Rath und der Major, vor's Messer.“

„Aber, liebe Madame Müller,“ sagte Baumann kopfschüttelnd, während seine Frau aufstand und in die Küche ging, „wegen eines solchen Klatsches wollen Sie vor Gericht? Wenn Sie meinem Rathe folgen, so lassen Sie die Hände davon, denn dabei kommt nichts heraus, als höchstens Lauferei und Geldkosten. Kennen Sie denn den Rath Frühbach?“

„Ich? In meinem ganzen Leben hab' ich den Menschen nicht gesehen.“

„Nun ja, der ist aber in der ganzen Stadt dafür bekannt, daß er die Leute auf der Straße ansällt und tobt schwätzt.“

„Aber dann soll er mir nicht ins Haus kommen, und Ihnen kann es auch nicht recht sein, Baumann, daß er von Ihrer Schwägerin solche Sachen erzählt.“

„Liebe Madame Müller,“ sagte Baumann und vorher im Zimmer um, ob seine Frau nicht da wäre, meiner Schwägerin wollen wir nicht weiter reden, schwätzt auch mehr, als sie verantworten kann, auch nicht gerade glaube, daß sie das gesagt hat, weniger zum Rath Frühbach. Die Hefberger hat ein Mundwerk, und je weniger ich von ihr zu sehen bekomme, desto lieber ist es mir — wenn ich's auch meine Frau gern merken lasse, da es ihr weh thut.“

„Nun ja, es sind Schwwestern,“ sagte Madame Müller, „so ungleich habe ich aber noch gar keine Schwwestern gesehen — im ganzen Leben nicht. Ihre Frau ist eine ordentliche Hausfrau, und die Hefberger — na, die ist mir das Maul nicht verbrennen. Hat sie mich auch gleich eingeleitet auf eine solche gemeine Weise hinter meinem Rücken schlecht gemacht, dann soll sie auch dafür bezahlen, denn sie's nicht, gut, dann kriegen wir den Rath, von Weiden hat gelogen, und bei der Müllern sind unglücklicher Weise gerade an die Unrechte gekommen.“

A propos, wo wohnt der Herr Witte? Der alte Baumann sah Fritz an, der wie er saß und nur das Aufhören des Regens erwartete, interessirte ihn der Altwiederlaß! Der wollte über, und wenn ihm die Frau Müller in die Augen war nichts zu machen — die mußte er deshalb Weile zurückhalten.

„Oh, gar nicht weit von hier,“ sagte er, „kleinen Pause;“ aber jetzt können Sie ihn nicht sehen,“ rief Madame Müller. Der Mann hat so viel zu thun, nur in bestimmten Stunden Fremde annimmt, in welcher Zeit das ist, Fritz?“

„Ich weiß es nicht, Vater,“ sagte Fritz, „nichts daran lag, daß ihm die Frau jetzt zuvorkam, halb Eins ist er, glaub' ich, nicht zu sprechen.“

„Gut, dann geh' ich um halb Eins hin,“ rief die Frau, die sich nun einmal von ihrem Vorleser bringen ließ. „Dann bleiben Sie aber so lange bei uns,“ rief Madame Müller, „und essen mit uns,“ rief die Frau, „ist — viel wird's so nicht geben, und ich glaube

...welche die Staatsregierung seit Jahren schon an-
...Verwirklichung würde an sich mit den Grund-
...einer weisen Politik gewiß vereinbar sein; vorerst aber
...es dafür noch an der notwendigen Voraussetzung. Die
...Ansprüche bieten die Mittel zur Erfüllung aller dieser
...noch nicht. Mehrausgaben zu beschließen, für deren
...die laufenden Einnahmen nicht die Mittel bieten,
...Staatsbeiträge der Staatseinnahmequellen herbeizuführen, wo
...Gesamtertrag zur Bestreitung des notwendigen Staats-
...nur gerade hinreicht, bedeutet aber nichts anderes,
...auf Neue in die eben erst überwundene Defizitwirtschaft
...hineinzuversetzen, den soeben wiedergewonnenen Boden einer
...Finanzwirtschaft preußischer Tradition wieder verlassen.
...Bestreitung der abschüssigen Bahn der Defizitwirtschaft ist
...dem Staatsinteresse unvereinbar und daher ganz ungang-
...Soll daher auf die Verwirklichung jener Anträge und
...nicht verzichtet werden, so wird das Abgeordnetenhaus
...sorgen müssen, daß der Staatskasse die zur Bestreitung der
...Ausgaben und der Einnahmeausfälle erforderlichen sicheren
...Einnahmen zugeführt werden.

Die Antisemiten zerfallen in verschiedene Spielarten,
...anderem in eine christliche und — jüdische. Das erfahren
...durch das Stöcker'sche Leitblatt; und wir erfahren
...weiteren, daß die christlichen Antisemiten fuchswild sind
...die jüdischen, weil diese Wig haben. Das ist allerdings
...nahe, mit der unsere „christlichen“ Antisemiten nicht han-
...Wir rathen ihnen aber, sich mit ihren Kollegen von
...Kourier zu vertragen und den „Wig“, die derselbe
...auf den Grund zu geben. Es wird sich dann heraus-
...daß diese meist sehr fragwürdigen Ursprungs sind, wie
...der den „christlichen“ Antisemiten besonders anstößige
...Frage: Wie wird man am schnellsten reich? Ant-
...Orlich währt am längsten“, welchen Wig wir schon
...in den 20 Jahren gelesen haben, also lange ehe der
...Antisemitismus, „christlicher“ wie „jüdischer“ Spielart er-
...war.

**Der Nothstand in der sächsischen Strumpfwaren-
...industrie** wird der „Chemnitzer Presse“ aus Burkhard's-
...im Erzgebirge vom 13. Februar geschrieben: Es dürfte
...Wunder nehmen, wenn man in Verhütung geräth, die
...Geschäftsreise unserer Strumpfwaren-Industrie für
...Produkt einer künstlichen Spekulation der ton-
...großen Handelsfirmen anzuweisen. Es drängt sich
...die Frage auf: Was ist eigentlich bedeutet, wenn einigen
...berichten berichtet wird: „Die Amerikaner hätten sich zu
...Preisen verstehen müssen“; die üblichen Massenlager
...zu Zeit vermisst, in Folge dessen würden sich die Preise
...Und das ist in den vergangenen Wochen, wo sich
...Antisemiten — Faktore genannt — bei den Kaufleuten auf-
...erheben oder erhaschen mußten für einen um volle
...prozent niedrigeren Arbeitslohn (1,35 bis
...2,10 Mark), um den Betrieb nicht einschränken oder wohl-
...ganz einstellen zu müssen. Diese Faktore liefern je nach
...des Betriebs 50 bis 700 Dyd. wöchentlich. In den
...4 Jahren hat sich die Cräftigkeitsfähigkeit der handwerk-
...Koulturstublarbeit vollaus bestätigt. Es bedarf daher
...keiner prophetischen Begabung, um zu sagen: Die jetzige
...besteht die Cräftigkeitsfähigkeit des Handbetriebs der
...sächsischen Strumpfmachine. Die fabrikmäßige Massenpro-
...tion wird nunmehr vermöge der spottbilligen Arbeitslöhne
...unendliches Tempo annehmen, bis das Wesen der Ueberpro-
...duktion in Keulenroda, die drei in Limbach und die eine in
...meisten des Monats Januar d. J. nur ein kleines Vorkpiel
...angeht. Angesichts dieser Thatfachen wie der bei solchen Krisen
...bestehenden Erwerbslosigkeit, kann nicht oft und nicht laut
...eine Versicherung gegen unverschuldete Erwerbs- resp.
...erwerbslosigkeit gewünscht werden. Der großen Masse der
...Arbeiter, welche jährlich keine 600 M. verdienen, muß es unter
...Verhältnissen unbegreiflich erscheinen, wenn ihnen zuge-
...von solch einem geringen Verdienst noch jährlich
...einige mangelsweise fahren zu lassen für eine höchst unzu-
...weckmäßige: verdient, gearbeitet muß erst werden, ehe der
...Arbeiter seinen „Unfall- und sonstige Beiträge aus-
...gebenen Mitteln zu leisten im Stande ist und überhaupt

Eine hübsche Satire auf die Agrarier, besonders
...aristokratischen Theil, lesen wir in einem politisch-literari-
...Wochenblatte. Der Verfasser geht der Reihe nach die
...gehörigen Vorrechte und tatsächlichen Bevorzugungen
...denen sich die Träger adeliger Namen erfreuen, und sagt jedes-
...mal: „Das ist nun zwar im Grunde nicht recht“, sucht dann
...zu viel Eifer einige Vorzüge dieser Sonderstellungen zu
...inveniren. So z. B.: Das Herrenhaus verfolgt wohl öfter
...keimliche und einseitige Politik. Aber bedenkt doch: „Di-
...gehörigen Befugnisse nicht umsonst; allerdings sind ja
...Herren, wie überhaupt die Adelskammern, durch-
...aus in glänzender Lage, aber manche werden durch diese

...ist auch deshalb schon hinaus in die Küche ge-
...„Schön, Herr Baumann, von Ihnen nehm' ich das
...dann ich weiß, Sie meinen's genau so, wie Sie's
...„Ich glaube nicht, daß mich schon Jemand anders ge-
...hat.“
...„Nein, gewiß nicht — also, es bleibt dabei, und in-
...gar so schlumpig aussehe, wenn man zu fremden
...kommt.“
...„Na, Fritz, dann könntest Du wohl indessen Deinen
...abmachen“, wandte sich der Alte jetzt an diesen, „und
...sich bist Du zum Essen wieder hier — Du müßtest
...gleich eingeladen werden“, setzte er mit einem eigen-
...wöhnlichen Lächeln hinzu.
...„Wo will denn der Fritz hin, er ist ja in seinem
...Land.“
...„Oh, nur zu einem Professor wegen Instrumente“,
...der Vater; „der Regen hat ja auch jetzt aufgehört,
...da oben guck schon wieder der blaue Himmel durch.
...war aber ein Wetter!“
...Ein eigenes, schelmisches Lächeln flog über die Züge
...jungen Mannes, als er eben an seinen Professor dachte.
...der Vater hatte Recht, denn wenn er gehen wollte,
...es besser, er ging gleich, und ließ sich nicht von der
...Frau Müller zuvorkommen, da er doch den alten
...Knecht selbst gern einmal vorher gesprochen hätte.
...zu Rüdiger, konnte sie aber auch dort nicht finden; er hätte
...Abschied von ihr genommen, da er einen so wichtigen
...seines Lebens thun wollte — aber er sah sie ja
...gleich nachher.
...„Allo, Vater, ich gehe jetzt“, sagte er, auf diesen zu-
...und ihm die Hand reichend — der alte Baumann
...aber die seinige erst an einem dort liegenden Tuche
...„und so wie ich etwas Genaueres erfahre, komme
...und theile es Euch mit.“
...„Schön, mein Junge“, schmunzelte der Alte, „und —
...mir Deinen Professor“, setzte er hinzu, „und sag'

und andere Ehrenausgaben doch härter gedrückt, als ihnen lieb
ist“. Oder die Bevorzugung im diplomatischen Dienst — wie-
viel Berechtigtes man auch gegen sie sagen kann, rechtfertigt
nicht ein Umstand sie gewissermaßen? Gerade hier ist „jene
gesellschaftliche Sicherheit, jene volle Beherrschung der Formen,
wie sie nur der besten Gesellschaft eigen“ sind, „feinste Formen“
unverläßlich. Wäre es nun nicht möglich, „daß diese Eigen-
schaften bis zu einem gewissen Grade erblich sein können, und
daß die Glieder unserer alten Adelsfamilien sie zum Theil in
seltener Vollkommenheit besitzen?“ Endlich unser vielgelästertes
Agrarier- und Junkertum, hat es nicht des Dichters (Storm)
Vorwurf — „es gehe mit dem Böbel zwar, doch niemals mit
dem Volke“ — jetzt gründlich widerlegt? — Diese Bröbchen
anscheinend einer treffenden Satire, thatsächlich aber einer Ver-
weisselung, welche nothgedrungen zu den lächerlichsten Schein-
gründen greift und dieselben zu guter Letzt ernsthaft für sich-
haltig hält, entnehmen wir dem neuesten Hefte der — reaktio-
nären und hochoffiziösen „Grenzbote“.

Die „Neue Freie Presse“ bestätigt, daß man bereits
für die nächsten Tage einen amtlichen Schritt Auslands in
Betreff Bulgariens erwarte, der in „maßvoller“ Weise sich darauf
beschränken werde, eine Deklaration vorzuschlagen, welche den
Prinzen Ferdinand von Koburg als einen illegitimen Fürsten
bezeichnet. Diese Deklaration sollen die Mächte der Pforte mit-
theilen, möglicherweise auch noch andere russische Anträge. Es
wird versichert, daß das russische Vorgehen als eine Wirkung
der Rede des Fürsten Bismarck vom 6. Februar zu be-
trachten sei.

**Dem vortragenden Rathe bei dem Prinzen Wil-
helm** soll, wie der „Freis. Zig.“ mitgeteilt wird, der Direktor
im Ministerium des Innern v. Jastrow, ein besonderer Ver-
eher und Bestimmungsgenosse des Ministers v. Puttkamer, be-
stimmt sein.

Der heftigste Landtagsabgeordnete Jost hat, wie
auch wir schon gemeldet haben, seine Haft angebeten, „weil das
Ministerium — so schreiben die Zeitungen — den beantragten
Kassationsaufschub verweigert habe“. Wir verstehen diese
Notiz nicht recht. Unserer Erachtens hatte die heftigste
Kammer, deren Mitglied Jost ist, ihre Genehmigung
zum Kasstritt zu geben. Wir haben aber nichts davon ge-
hört, daß eine solche Genehmigung erteilt worden sei.

Verbot auf Grund des Sozialistengesetzes. Der
Polizeipräsident von Berlin verbietet ein Flugblatt, welches die
Ueberschrift trägt: „Arbeiter, Brüder, und den Schluß hat:
„Wird es immer so Liebnechtet werden.“

Oesterreich-Ungarn.

Nothschuldgaunereien in Oesterreich. Die Nordbahnverwal-
tung nützt die ihr in dem von der Regierung eingegangenen
neuen Verträge eingeräumten Privilegien rücksichtslos zu ihrem
Vortheile aus, indem sie durch ausgiebige Tarifierabsetzungen
dem Erzeugnisse ihrer mährischen Kohlenwerke auch den südlichen
Markt zu erobern sucht, in der Absicht, die konkurrierende alpen-
ländische Kohlenindustrie zu Grunde zu richten. Die letztere
befindet sich gegenüber den mährischen Kohlenwerken insofern
beträchtlich im Nachtheile, als ihr Produkt bei weitem nicht die
Heizkraft der mährischen Kohle besitzt. Wenn nun zu diesem
natürlichen Vorzug der mährischen Kohle noch ausgiebige Tarif-
begünstigungen hinzukommen, so liegt es auf der Hand, daß auch
in den Südpromonten Oesterreichs die steirische Kohle mit der
mährischen Kohle nicht mehr zu konkurriren vermag.
Vom Standpunkte des Konsumenten wäre nun wohl
nichts gegen eine solche Konkurrenz einzuwenden,
wenn sie eine Verwohlfung der Kohle mit sich
brächte, aber man ginge fehl, wollte man an-
nehmen, daß es der Nordbahnverwaltung und dem hinter dieser
stehenden Großaktionär Nothschuld, der bekanntlich für seine vielen
„Verdienste“ hoffig geworden ist, in Wirklichkeit darum zu
thun sei, der Bevölkerung billigeres Brennmaterial zu verschaffen.
Baron Nothschuld verfolgt mit der namhaften Herabsetzung der
Kohlentarife der Nordbahn ganz andere Zwecke. Es ist ihm
darum zu thun, der Südbahn zu einer Ersparnis von mehreren
Hunderttausend Gulden zu verhelfen. Wenn Nothschuld aber
der Südbahn Kohle aus den Werken der Nordbahn zu einem
Frachtpreise nach Wien liefert, der kaum die Selbstkosten erreicht,
so ist das dadurch zu erklären, daß Baron Nothschuld nicht nur
Großaktionär der Nordbahn, sondern auch Großaktionär der
Südbahn ist. Und wenn er dieser durch billige Kohlenliefe-
rungen zu einer beträchtlichen Ersparnis verhilft, so besagt das
nichts anderes, als daß er den Gewinn, dessen er sich auf der
einen Seite begeben hat, auf der anderen Seite wieder herein-
bringt. Der Gewinnverzicht ist sonach nur ein schein-
barer, es findet nur eine für das Haus Nothschuld wohlthätige
Schiebung statt. Weibend wird dagegen die durch dieses Man-
över bewirkte Verdrängung der steirischen Kohle aus der Wirt-
schaft der Südbahn und die hieron zu besorgende Entwerthung
der steirischen Kohlenwerke, die den Ruin vieler Tausende von
Arbeiterfamilien zur Folge hat, sein, wobei Baron Nothschuld
möglichst auf die billige Erwerbung dieser Kohlenwerke
und auf die Schaffung eines unschätzbaren allgemeinen Kohlen-
monopols spekulirt haben mag. Ohne Zweifel spielt aber bei

ihm — wenn Ihr Euch über die Arbeit einigt, natürlich —
er möchte doch auch einmal zu mir herüber in die Wert-
stätte kommen — verstanden?“
„Gewiß, Vater“, sagte Fritz, während ihm das Blut in
die Schläfe stieg, „und hoffentlich einigen wir uns ja. Gräß-
die Mutter noch einmal — Adieu — Adieu, Madame
Müller!“ Und rasch wandte er sich und schritt zur Thür
hinaus.
(Fortsetzung folgt.)

Aus Kunst und Leben.

Das größte astronomische Fernrohr der Erde, das
vielfachproben Instrument für die Lick-Sternwarte in Kali-
fornien, ist endlich vollendet. Der Bau desselben ist von den
Mechanikern Warner u. Swaffin in Cleveland N.-A. ausgeführt
worden. Die quadratische kupferne Säule, die Trägerin des
Fernrohrs, ist so hoch wie ein dreistöckiges Gebäude und wiegt
36 000 Pfund; an ihrer Basis mißt sie 10, an ihrem oberen
Ende 5 Fuß. Auf dieser Säule ruht der 8000 Pfund schwere
Luffat, in welchem die stählerne Polaraxe von 10 Fuß Länge
und 2800 Pfund Gewicht gelagert ist. Diese Axe ist der Erd-
axe parallel. Am oberen Ende dieser Axe ist die stählerne
Declinationsgaze von 10 Fuß Länge und 2300 Pfund Gewicht an-
gebracht. Dieselbe trägt das riesige Rohr von 1, Zoll dickem
Stahlblech und 50 Fuß Länge. An dessen Ende befindet sich das
meisterhämte Objektivglas von 36 Zoll im Durchmesser und 638
Pfund Gewicht. Die Glasmasse stammt von Jell in Paris, während
der Schluß der Linse von Clark in Amerika ausgeführt worden
ist. Diese Linse hat fast 50 pCt. mehr raumdurchdringende
Kraft als die größte, welche bisher existirte, und trägt eine
400fache Vergrößerung. Die Ableitung der feingetheilten Kreise,
welche durch elektrisches Glühlicht beleuchtet werden, geschieht
vom Nularenende des Fernrohrs aus; dergleichen können alle
Beobachtungen, die dem Instrumente erteilt werden sollen, vom
Nularenende aus veranlaßt werden. Um den zu beobachtenden
Stern ortwährend im Mittelpunkt des Gesichtsfeldes zu haben,
wird das Fernrohr nach erfolgter Einstellung des Objekts durch
ein kräftiges Uhrwerk, der Bewegung der Erde folgend, um seine
Axe getrieben. Das Uhrwerk wird durch ein doppelt tonisches
Bendel, welches in elektrischer Verbindung mit der Normaluhr

der auffälligen Herabsetzung der Nordbahnkohlentarife, die nur
einigen Begünstigten, nicht aber der großen Konsumentenmenge
zu gute kommt und dieser nach den Absichten Nothschuld's auch
nicht zu gute kommen soll, noch eine andere wichtige Erwägung
mit. Laut Vertrag partizipirt der Staat an dem 10 pCt. über-
steigenden Reingewinn des Eisenbahnbetriebes, nicht aber an dem
Ertragniß der Montanwerke der Nordbahngesellschaft. Es liegt
sonach im Interesse der letzteren und Nothschuld's, daß das Er-
tragniß des Betriebes der Nordbahn, wenn es 10 pCt. zu über-
steigen droht, zurückgeht, jenes der Montanwerke aber sich er-
höht. Dieser Effekt wird nun einerseits durch die Herabsetzung
der Kohlentarife auf den Selbstkostenpreis für einzelne Groß-
händler und andererseits durch den dadurch bewirkten Mehr-
absatz der Kohlenwerke erzielt. Des weitern bewirkt die Noth-
schuld'sche Kluge auch dadurch eine Herabminderung des Bahn-
ertragnisses, daß sie die für den Bahnbetrieb erforderliche Kohle
um einen auffallend hohen Preis aus ihren eigenen Kohlen-
werken bezieht. So zahlt die Nordbahngesellschaft ihren eigenen
Kohlenwerten 6 Fl. 40 Kr. per Tonne, während sie der Südbahn
die Kohle um 50 Kr. billiger verkauft. Diese die alpen-
ländische Kohlenindustrie mit dem Ruine bedrohenden, der
großen Konsumentenmenge aber keine Verwohlfung der Kohle
bringenden gaunerhaften Manöver haben in Oesterreich
begreiflicher Weise das unliebsamste Aussehen hervorgerufen.
Im Abgeordnetenhaus wurden in dieser Angelegenheit an die
Regierung vier Interpellationen gerichtet, aber der jetzige Han-
delsminister erklärte, nicht einschreiten zu können. In der
Debatte über die Antwort des Ministers besam Baron Noth-
schuld sehr harte Worte zu hören, und auch der Regierung wurde
scharf zugelegt. Der Regierungsvertreter mußte zugestehen, daß
er die Handlungsweise der Nordbahn mißbillige und die un-
natürliche Herabsetzung der Tarife für einen bestimmten Zweck
für ungesund und unpraktisch halte; aber im übrigen vertrat er
den Standpunkt, daß auf Grundlage des leider bestehenden
Nordbahnvertrages die Regierung absolut nicht das Recht besitze,
hier einzugreifen. Darin liegt wohl die schärfste Verurteilung
des seinerzeit so viel angefeindeten, von dem Handelsminister
Pino mit Hilfe der Rechten und der Gründer auf der Linken
glücklich durchgebrachten schwachvollen Vertrages.

Frankreich.

Paris, 18. Februar. In der heutigen Verhandlung des
Prozesses gegen Wilson und Genossen leugnete Legrand hart-
näckig, daß er seine Ordensdekoration der Frau Kallazi oder
Wilson verdanke; er kenne Wilson gar nicht. Auch die übrigen
Zeugen aus der Familie Legrand wollen jetzt, im Widerspruch
mit ihren früheren Aussagen, von nichts wissen. Die Zeugen-
vernehmungen werden Montag fortgesetzt werden.

Großbritannien.

Edinburg, 18. Februar. Das Unterhausmitglied Buchanan
hatte sein Mandat wegen Aenderung seines Parteistandpunktes
zu Gunsten des Homerule niedergelegt und kandidirte bei der
heutigen Erbschaftwahl als Anhänger Gladstone's. Derselbe wurde
mit 3294 Stimmen wiedergewählt, sein unionistischer Gegen-
kandidat Raleigh erhielt 3248 Stimmen.

Rußland.

Petersburg, 19. Februar. Das „Journal de St. Pe-
tersbourg“ reproduzirt die Mittheilungen der „Correspondance
de l'Est“ bezüglich der Verhandlungen in der bulgarischen Frage,
ohne jedoch eine Verantwortlichkeit für deren Richtigkeit zu über-
nehmen; andererseits aber möchte das Journal den günstigen
Eindruck, welchen die Nachrichten der letzten Tage hinsichtlich
einer Verabingung der Gemüther hervorgebracht haben, nicht
abschwächen.

Balkanländer.

Bukarest, 19. Februar. Die Kammern sind heute mit einer
Botschaft des Königs eröffnet worden, in welcher der Hoffnung
auf Erhaltung des Friedens Ausdruck gegeben, gleichzeitig aber
betont wird, daß es in Anbetracht der schwierigen Verhältnisse
in Europa nothwendig sei, auf eine Kräftigung im Innern Ver-
sicht zu nehmen.

Amerika.

Jens Christensen, der in Deutschland von Ort zu Ort ge-
trieben wurde, kam neulich nach New-York. Dortige Blätter
berichten über einen von ihm gehaltenen Vortrag über die „Ar-
beiterbewegung in Europa“ wie folgt: Redner begann mit der
Beleuchtung der Zustände in England, indem er ausführte, daß,
trotzdem das Maschinenwesen und die Großindustrie in Eng-
land mehr entwickelt sei, als in irgend einem anderen Lande,
die deutsche Arbeiterbewegung derselben doch viel voraus sei.
Es gebe in England zwar viele Sozialisten, aber die meisten
genirten sich noch, den Namen „Sozialist“ anzunehmen. In
Belgien mache die Bewegung gute Fortschritte, wie die Ereig-
nisse der letzten Jahre bewiesen. In Holland gehe es lang-
samer, weil dort die Industrie noch nicht so weit entwickelt sei.
In Skandinavien dagegen habe die sozialistische Bewegung in
den letzten Jahren ganz enorme Fortschritte gemacht. Im
Jahre 1884 habe in Norwegen der erste Streik stattgefunden
und heute existire dort ein sozialistisches Blatt, welches größere
Verbreitung als irgend ein anderes Blatt habe. In

der Sternwarte steht, regulirt. Ist das Fernrohr nach dem
Zenith gerichtet, so befindet sich das Objektivglas in einer Höhe
von 22 Meter über dem Säulensuß. Das ganze Instrument
vollständig wiegt 65 000 Pfund. Mit Vollendung dieses Meßen-
fernrohrs dürfte die praktische Optik und Mechanik an die ihnen
erreichbare Grenze gelangt sein.

Der Vampyr. Aus Belgrad wird dem „Pester Lloyd“
geschrieben: In den letzten kalten Tagen fand die Polizei-
patrouille in einer der Straßen Belgrads einen Mann erstarrt
liegen, der nach mehrfachen Versuchen der Erweckung für todt
gehalten wurde. Die Verwandten bereiteten das Leichen-
begängniß vor und der Leichenzug bewegte sich bereits durch die
Stadt zu dem weit von derselben befindlichen Friedhofe, als
plötzlich auf dem weiten Felde vor dem Todtenader der Kutscher
des Leichenwagens denselben anhielt und zu dem begleitenden
Priester gewendet, demselben mittheilte, daß er aus dem Sarge
heraus deutlich ein Pochen und Scharren vernommen. Der
Pope und die Angehörigen drängten sich heran, aber
auch sie das Pochen deutlich vernahmen, da wendete
sich der Geistliche entsetzt um, und ihm folgten auf der
eiligen Flucht die Theilnehmer an dem Leichenbegängniß. Die
Furcht, daß der Todtgelaubte als „Vampyr“ aufgewacht sei,
hatte die Leute in die Flucht gejagt. Die abergläubische Furcht
vor dem Vampyr ist in Serbien weit verbreitet, und besonders
sollen solche, die eines plötzlichen Todes starben, als Vampyre
wieder aufstehen, um ihre zurückgelassenen Nachbarn und An-
gehörigen zu peinigen. Der Kutscher des Leichenwagens besann
sich nicht lange. Als er sich so allein und verlassen mit dem
Sarge sah, in dessen Innern es immer lauter pochte, lehnte er
mit dem Wagen um und suchte eiligst zur nächsten Polizeistation,
um dort den unheimlichen Fall zu melden. Man öffnete den
Sargdeckel und da ertönten schon die fernigen Scheltworte
des vermeintlichen Todten, der sich darüber beschwerte, daß
man ihn so ohne jedes Zeremoniell und ohne Unterscheidung
lebendig beerdigen wollte. Die Polizei erklärte, daß der Fall
eigentlich das Spital angehe, und so mußte der Scheintodte
sich dazu bequemen, im Sarge die Reise ins Spital anzutreten,
wo man ihm behilflich war, als er aus dem Sarge kroch, und
wo er sich unter guter Pflege wieder erholen wird. Der Schein-
todte war an dem verhängnißvollen Abend mit einigen guten
Freunden zusammengelassen, hatte mehrere Gläser über den
Durst getrunken und war in diesem Zustande auf der Straße
niedergestürzt und erstarrt. Das Rütteln des Leichenwagens
hatte endlich seine Lebensgeister wieder erweckt.

Frankreich sei der klassische Boden für den Sozialismus, aber leider seien die Sozialisten in gar zu viele Fraktionen gespalten und lägen sich gegenseitig in den Haaren. Der Redner ging sodann zu den deutschen Zuständen über und schilderte die Zustände vor den hohel-nobiling'schen Attentaten, bis zur Jetztzeit in recht eingehender, sachlicher Weise. Er zeichnete die allmähliche Verschärfung des Sozialistengesetzes, die Verurteilungen, die Art und Weise, wie die Flugblätter verteilt werden und die Polizeispitzel und behauptete, es gebe allein in Berlin gegen 4000 Polizeispitzel (?); ausgewiesen seien dafolbst in den 9 Jahren mindestens 2000 Genossen. (?) Die heutigen Verhältnisse und Institutionen seien sämtlich unhaltbar und gehen ihrem Verfall immer mehr entgegen. Sicher sei, daß die Revolution kommen werde. Aufgabe der Sozialisten sei es daher, die Arbeiter darauf vorzubereiten, daß wenn dies Ereignis eintrete, dieselben auch wüßten, welche Wege sie zu wandeln hätten.

Asien.

Bombay, 15. Februar. Die neuen Steuern rufen in Indien große Unzufriedenheit hervor. Die um 400 Prozent erhöhte Salzsteuer drückt namentlich die ärmeren Klassen, welche die Mehrheit der Bevölkerung bilden. Da die finanzielle Klemme der Regierung eine Folge der Ausgaben für militärische Zwecke und des birmanschen Krieges ist, worüber das Volk nicht befragt wurde, meinen die Eingeborenen mit Recht, daß es nicht mehr als recht und billig wäre, wenn England einen Theil der dem indischen Schatzamt hierdurch erwachsenden Lasten übernehme. Da in vielen Gegenden, wie in der Prä-

sidentschaft Bombay, selbst auf dem Lande, Petroleum allgemein im Gebrauch ist, so wird auch die Petroleumsteuer als eine große Härte empfunden werden.

Vereine und Versammlungen.

Verband deutscher Mechaniker und verwandter Berufsgenossen (Jahresliste Berlin). Versammlung am Mittwoch, den 22. Februar, Abends 8 1/2 Uhr, bei Vammers, Kommandantenstraße 71/72. Tagesordnung: 1. Vortrag des Herrn Voigt über Wesen und Bedeutung der freireligiösen Gemeinden. 2. Diskussion. 3. Verschiedenes. 4. Fragekasten. Die Mitglieder werden ersucht, die Fragebogen auszufüllen.

Verband deutscher Zimmerleute (Lokalverband Berlin Nord). Mittwoch, den 22. d. M., Abends 8 Uhr, in Zimmermanns Gesellschaftshaus, Cöllnerstraße 17, Versammlung. Tagesordnung: 1. Vortrag des Herrn Schulz über „Homöopathie“. 2. Verschiedenes. 3. Fragekasten. Neue Mitglieder werden aufgenommen. Gäste sind willkommen.

Gauverein Berliner Bildhauer (Annenstraße 16.) Heute, Dienstag, außerordentliche Generalversammlung. Tagesordnung: 1. Der Stand der Verhandlungen mit der preussischen Behörde in Sachen des Unterstützungsvereins. 2. Beratung von Anträgen zur Generalversammlung in Stuttgart im Juni d. J. 3. Verschiedenes.

Fachverein sämtlicher im Drechslergewerk beschäftigten Arbeiter Berlins. Wanderversammlung am Mittwoch, den 22. Februar, Abends 8 1/2 Uhr, in Krieger's Salon, Wasserthorstr. 68. Tagesordnung: 1. Vortrag über „die end-

giltigen Ziele der gewerkschaftlichen Organisationen der Arbeiter in der Jetztzeit“ unter besonderer Berücksichtigung der Geschichte der Arbeiteragitation Ferdinand Lohalle's. R. Sündermann. 2. Diskussion. 3. Verschiedenes. — Neuer Mitglieder. Gäste haben Zutritt. Der Vorstand in Anbetracht der wichtigen Tagesordnung, um zahlreich dieser Versammlung.

Verband deutscher Zimmerleute, Lokal-Verband Berlin Ost und Umgegend. Mittwoch, den 22. d. M., Abends 8 Uhr im Lokal der Wittwe Horstmann, Allee 127. Versammlung mit der Tagesordnung 1. Trage zum diesjährigen Handwerkerfest, 2. Verschiedenes, 3. Fragekasten.

Gauverein der Maler Berlins. Vereinsversammlung am Dienstag, den 21. d. M., Abends 8 1/2 Uhr, bei Weberstr. 17. Tagesordnung: 1. Kassensbericht. 2. Kollegen Schweizer über die Generalversammlung in Schweiz. 3. Verschiedenes. — Gäste haben Zutritt.

Der diesjährige Wiener Maskenball des **zur Wahrung der Interessen der Plavierarbeiter** Sonnabend, den 10. März cr., in den auf das dekorierten Sälen der Philharmonie, Bernburgerstraße 11. Billets a 60 Pf. sind nur vorher zu haben bei Nagel, Wienerstr. 62, 3 Tr.; G. Sahn, Lübbenerstr. 10, König, Al. Andreasstr. 5; Mahnte, Büdlerstr. 16; Winter, Naunynstr. 78; im Arbeitsnachweis bei Pfister, sämtlichen Vorstandsmitgliedern. An der Kasse werden Billets verkauft.

Theater.

Dienstag, den 21. Februar.
Opernhaus. Lohengrin.
Opernspielhaus. Fante Therese.
Deutsches Theater. Die berühmte Frau.
Wallner-Theater. Orgelpfeifen.
Friedrich-Wilhelmsstädtisches Theater. Die Dreizehn.
Viktoria-Theater. Die Reise um die Welt in 80 Tagen.
Grand-Theater. Der Mikado in Berlin.
Residenz-Theater. Francillon.
Schaubühnen-Theater. Die Salontitoletten.
Wallhalla-Theater. Le coeur et la main.
Central-Theater. Höhere Töchter.
Königstädtisches Theater. Das lachende Europa.
American-Theater. Spezialitäten-Vorstellung.
Kaufmanns Variété. Spezialitäten-Vorstellung.
Panorama-Theater. Spezialitäten-Vorstellung.
Theater der Reichshallen. Spezialitäten-Vorstellung.

Königsstädtisches Theater.
 Dresdenerstr. 72. Direktion: Adolph Ernst.
Letzte Woche.
Die schöne Ungarin.
 Gesangspöffe in 4 Akten von B. Mannstädt.
 Roullets v. G. Böck. Musik von G. Steffens.
 Die neuen Souplets sind vom Kapellmeister Herrn Franz Roth komponiert.
 Selenphosphor-Anschieß: Amt III. Nr. 8042.
 Kasseneröffnung 6 1/2 Uhr. Anfang der Vorstellung 7 1/2 Uhr.
 Montag: Dieselbe Vorstellung.
 Sonntag, den 26. d. M.:
 Neu einstudiert.
„Schützenlied“.
 Erstes Auftreten des Frä. Bertha Feldau, der Herren Hugo Hasskerl und Adolph Kratz

Berliner Stadt-Theater
 Wallnertheaterstraße 15, fr. Alhambra-Theater.
Die Maurer v. Berlin.
 Pöffe mit Gesang in 7 Bildern von Thalburg und Sanfleben.
 Vor und nach der Vorstellung im Tunnel:
Grosses Konzert
 von Ch. Franke.
 Anfang des Konzerts 7 Uhr, der Vorstellung 7 1/2 Uhr.

Königsstädtisches Theater.
 Alexander-Straße 40 — Kurze Straße 6.
 Dienstag, den 21. Februar:
Saßspiel von
Anna Schramm.
 Novität! Zum 4. Male: **Novität!**
Das lachende Europa
 Lustige Pöffen-Revue mit Gesang in 3 Akten und 1 Vorspiel von Dr. Gust. Braun.
 1. Vorspiel.
 2. Anna, zu Dir ist mein liebster Gang und Schnattergans.
 3. Durchgegangene Weiber.
 4. Bettelstudent von Berlin u. seine Fischetin.
 5. Der geschundene Baubritter.
 Minona Wubbich, Anna Engländerin.
 Hölterin, Schusterjunge, Dienstmädchen, Geist, Prinzessin Adelgunde.
Anna Schramm a. G.
 Anfang 7 1/2 Uhr.
Sons haben Gültigkeit.
 Morgen und folgende Tage: Dieselbe Vorstellung.
Vassage 1 Tr. 9 M. — 10 M.
Kaiser-Panorama.
 Zum ersten Male:
 Eine Wanderung durch Verdun,
Nancy, Pont-a-Mousson u. s. w.
 Zweite Reise durch Ober-Italien. Lago Maggiore u. Como-See. Villa Iris und San Remo.
Reise Fr. Maj. Schif. Bertha.
 Eine Reise 20 Pf., Kinder nur 10 Pf. Abonn.

Der Streik der Berliner Sattler
 ist laut Beschluß der Versammlung vom 18. Febr. als beendet zu bet. achten. Bitte etwaige noch ausstehenden Listen gütigst an Unterzeichneten senden zu wollen. [405]
G. Asemann,
 Neue Jakobstr. 11 im Lokal von Marx.
 Von Vormittags 9 Uhr bis Abends 9 Uhr.

Fachverein der Bucher.
 Mittwoch, den 22. Febr., Abends 8 1/2 Uhr, im Vereinslokal, Inselstr. 10, bei Scheffer, Mitglieder-Versammlung.
 Tages-Ordnung:
 1. Vortrag eines Architekten über „die Entwicklung der Architektur“, mit optisch-bildlichen Darstellungen. 2. Abrechnung vom Maskenball. 3. Vereinsachen. — In Anbetracht der Wichtigkeit und Interessantheit des Vortrages ist ein zahlreiches und pünktliches Erscheinen der Mitglieder dringend erwünscht.
 Der Vorstand. [402]

Der Fachverein f. Schlosser etc.
 feiert sein 8. Stiftungsfest, verbunden mit **Wiener Maskenball,**
 am Sonnabend, den 25. Februar cr., im **Grand Hotel Alexanderplatz.**
 Großer Saal. Vorher Konzert von einer 10 Mann starken Kapelle. Gesang u. komische Vorträge, ausgeführt vom Gesangsverein Euterpe. Verschiedene Belustigungen. Anfang 8 Uhr.
 Es ladet ergebenst ein [401]
 Der Vorstand. Das Vergnügungsomitee.

23., 24., 25. Febr.
Kölnener Domb.-Lotterie.
 1. Hauptgewinn 75 000 M. baar.
 Loose a 3 M. (Porto und Liste 30 Pf.).
 Loose der Königl. Preuss.
 Klassen-Lotterie stets vorräthig.
 Prospekte gratis und franko. [277]
Richard Schröder
 Berlin W., Markgrafenstr. 46.
 Gendarmenmarkt.

Natur-Weine
 „Oswald Nier“
 Hauptgeschäft (No 108) BERLIN
 „ungegypste“
 Chemisch untersucht garantiert reine gesunde französische Weine

Revolverliqueur
 in originellen Revolverflaschen incl. 60 Pf.
 Ingberliqueur hochfein, a Fl. excl. 90 „
 Sarsidekühmel, übertr. Billa, do. 90 „
 Aiter Nordhäuser do. 75 „
 Rum do. 100 „
 Brennspiritus, geruchlos, do. 50 „
 empfiehlt die Groß-Destillation von [365]
Lettau & Keil, Sophienstr. 12, n. d. Rosenhaler.

Betten, 10 Mark,
 1 Stand, vollständige Länge und Breite, nur 10 Mark, Bettfedern, Pfund von 35 Pf. an, verkauft allein die Bettfedern-Engros-Handlung:
 1. Geschäft **Reitbusenstraße 4,** part. 2. Geschäft **Brunnstraße 139, 1.** Zur Auswahl stehen 23 Sorten Federn. Billigste Bezugsquelle für Händler. [265]
Gebrauchte und jurückgekehrte Möbel,
 dar. Garnituren, Spinden, Sophas, Bettstellen m. Federboden, Spiegel u. sof. sehr billig, ferner empf. eleg. u. einf. Möbel, Spiegel u. Polsterwaaren jeder Art. Theilzahlung gestattet.
J. Caro, Neue Schönhauserstr. 1, vis-à-vis der Ringstraße, erste Etage. [273]

3372 Geldgewinne = 375 000 Mark
 sofort zahlbar
 in Breslau bei d. Schlesiischen Bankverein in Hamburg bei Herrn Carl Heintze
 in Berlin bei Herrn Simon Cohn in Danzig bei d. Danziger Privat-A...

Dritte Marienburger GELD-LOTTERIE
 Ziehung am 17., 18. und 19. April 1888
 unter Aufsicht der Königlichen Staatsregierung
 Nur Geldgewinne:

| | | | |
|-----------|-----------|---|--------|
| 1 Gew. à | 90 000 M. | = | 90 000 |
| 1 | 30 000 | = | 30 000 |
| 1 | 15 000 | = | 15 000 |
| 2 Gewinne | 6 000 | = | 12 000 |
| 5 | 3 000 | = | 15 000 |
| 12 | 1 500 | = | 18 000 |
| 50 | 600 | = | 30 000 |
| 100 | 300 | = | 30 000 |
| 200 | 150 | = | 30 000 |
| 1000 | 60 | = | 60 000 |
| 1000 | 30 | = | 30 000 |
| 1000 | 15 | = | 15 000 |

3372 Gew. baar 375 000 M.
 Ganze Loose à M. 3.—
 Halbe „ „ „ 1.50
 Auf 10 Loose ein Freilose
 Telegramm-Adresse: Lotteriebanc Berlin.
 empfiehlt und versendet prompt

Carl Heintze
 Bank-Geschäft, Berlin W. Unter den Linden
 Für jede frankirte Loos-Sendung und seiner Zeit amtliche Liste sind 20 Pf. (unter Einschreiben 50 Pf.) beizufügen.
 Geehrte Besteller bitte ich den Namen auf der Postanweisung deutlich zu schreiben, mir die prompte und richtige Zusendung ermöglicht wird.

Möbel auf Theilzahlung bei J. Kollermann, nahe...

Weißbier ohne jeden Wasserzusatz, die große Weiße 20 Pf., die fl. 10 Pf. außer dem Hause, giebt's nur im Restaurant **Frankf. Allee 74,** im Hause der Ostend-Apothek bei **Emil Böhl.** Von 2 Mark an frei ins Haus. [21]

Maskengarderobe von **Fritz Panknin**
 Oranienstr. 178 Ecke Albalberstr.
 empf. sich den Vereinen, sowie den Lesern d. Bl. aufs beste.
Größte Auswahl!
Billigste Preise!

Masken-Garderobe **F. Stenzel,** [25]
 Reichste Auswahl, billigste Preise!
 Vereinen Ermäßigung. Nach Aushalb umgehend.
Dresdenerstraße 21 (Ede Luisenufer).

Eleg. Maskengarderobe für Herren und Damen
 von **C. Tietz,**
 Oranienstraße 130, 2 Trepp.
 (Ede Alexandrinenstr.).
 Geschmackvolle Kostüme in reichster Auswahl zu billigen Preisen.
Vereinen Preisermäßigung.

Masken-Garderobe
 von den einfachsten bis zu den elegantesten Kostümen empfiehlt **A. Walter,** Lindenstr. 84, Vereinen und Gesellschaften billiger; auch nach außerhalb.

Pr. Lotterie-Antheile
 1/10 7,25 M., 1/20 3,65 M., 1/30 1,85 M.
 hab. d. **M. Messow,** Alexanderstr. 54.

Fehlerhafte Teppiche
 Nach beendeter Inventur auch an **Panama-Sopha-Teppiche,** 2 Stück 4,50 M. **Brüffel-Teppiche,** groß Stück 6 M. **Herrliche Salon-Teppiche** (fehlerhafte), Stück 10, 15, 20 und Werth das Doppelte! **Woll-Allan-Teppiche** (imit.), Stück 7,50 M. echt engl. **Gardinen,** Stück von 22 Meter. **Fabrik-Lager** **Emil Lefèvre,** Oranienstr. 178

Gillige Reste f. Einseg.-Anzüge
 gleich angef. v. können, vert. **Carlo,** Allee 1 im Keller (Porzellengeschäft).

Mehrere kleine Wohnungen mit Leitung, Klosets u. sind per 1. April 1888 von 60-70 Thln. Kronprinzenstr. 13, Frankfurt Allee, zu vermiethen. Stadtbahnverbindung vorhanden.

Schlafstelle für 2 Herren Große **Frankfurterstr. 77, d. 1 Tr., d. Alex Richter.**

Soeben erschien:
„Wahren Jakob“
 des **„Wahren Jakob“**,
 Zu beziehen durch die **Expedition** **Dimmerstraße 44.**

Arbeitsmarkt.
 Ein tüchtiger Marmorarbeiter wird verlangt Auguststraße 63.
 Ein Sägler wird verlangt bei **F. Bionstrichplatz 12,** vorn 4 Tr.
E. Schuhmacher v. Bischof, Postenstraße 11.

Kamerun.

Von Karl Rautsky.

(Fortsetzung aus Nr. 36 und 37.)

Die Europa ist die Kriegführung bis zu einem gewissen Grade humanisiert worden. Die enge Verbindung des Individuums mit dem Gemeinwesen, wie sie ursprünglich bestand, ist verschwunden. Das Individuum wird nicht mehr für die Interessen seines Gemeinwesens verantwortlich gemacht, man hat die feindliche Armee zu vernichten, nicht aber das feindliche Volk. Eine Kriegführung, die rücksichtslos alle Mittel der Technik nicht bloß gegen eine feindliche Armee, sondern auch gegen die Nichtkombattanten der feindlichen Nation anzuwenden wollte, würde bald zur gänzlichen Vernichtung Europas führen. Sie wäre eine selbstmörderische Vernichtung, angesichts der Internationalität der heutigen menschlichen Verhältnisse. Die modernen Nationen sind alle gegeneinander angewiesen. Sie mögen versuchen, sich gegenseitig zu schwächen, sie dürfen und wollen einander nicht gegenseitig verderben.

Alle diese Einflüsse, die Lockerung der Beziehungen zwischen Individuum und Gemeinwesen, die Internationalität der modernen Produktionsweise, die mörderische Wirkung der jetzigen Kriegführung, alles das hat die „Humanisierung“ des Krieges, die Einbeziehung durch gewisse Regeln in Europa zur Nothwendigkeit gemacht.

In Afrika herrscht noch meist das urwüchsige Kriegsgewalt. Im Gemeinwesen ist dort Jeder mit Allen solidarisch, Jeder für Alle verantwortlich. Jedes Gemeinwesen besteht ungetrennt vom andern, es bedarf des andern nicht. Man greift nicht bloß die Kombattanten an, sondern jedes Mitglied des Stammes, dessen man habhaft werden kann; man zerstört das feindliche Dorf nieder, haut die Obstbäume um, verunreinigt die Brunnen, kurz, schädigt den Gegner, wo man kann. Das ist sicher barbarisch, jedoch nicht so schlimm, als es erscheint, da die beiderseitigen Waffen nicht viel Unheil anrichten und die Streitkräfte meist auf beiden Seiten ziemlich gleich sind.

Ganz anders, wenn diesen nackten wehrlosen Wilden eine europäische Macht mit Kavallerie und Artillerie, mit Hinterlader oder gar Repeatinggewehren, Panzerschiffen u. s. w. zu Leibe geht und statt nach europäischem nach barbarischem Kriegsgewalt. Aus der Natur, wie sie zwischen den Wilden sonst besteht, wird nicht eine Schlacht, sondern ein Schlachten; das Schlachten der Dörfer und Hinrichten der Gefangenen geschieht im kalten Blut, ohne daß irgend welche größere Gefahr vorher dem Sieger erregt. Mit Entsetzen haben wir von der barbarischen Kriegführung der Engländer und Holländer in Kamerun, der Franzosen in Algerien und Tunis gelesen. Seit wir die Kolonien haben, ist auch unsere Kriegsmarine einigermaßen in die Lage gekommen, sich in der Südsee wie in Afrika dem Niederbrennen von Dörfern und ähnlichen „Züchtigungen“ zu betheiligen.

Man mag einwenden, gegen Barbaren nütze nur eine barbarische Kriegführung, eine andere mache keinen Eindruck. Das ist so lauter gegen jede Grundsatz und Erwählung von Ausbeutungskolonien. Das ist ja eben das Schlimme, daß wir Barbaren werden müssen, wenn wir aus solchen Kolonien Gewinn ziehen wollen, daß wir verwildern müssen, wenn wir sie ausbeuten wollen.

Und nicht nur unser Fühlen verwildert in den Kolonien, sondern sogar unser Denken: „Stirbt einmal ein Faktorstück an, so vermissen wir seinen Fieber, so wird seinen Kollegen häufig genug eine Vergiftung oder gar eine Verberung durch eingeborene Arbeiter angeschuldigt. In Afrika vernegert man eben sehr leicht!“ (S. 132.)

Und nicht nur in der Produktion und im Handel, im Wissenschaften und der Religion, oder „Wissenschaft“, wenn man will, sondern sogar im Familienleben vernegert der Europäer die Neger.

Unsere eifrigsten Kolonialschwärmer sind auch diejenigen, die am eifrigsten sind über die „Unsitlichkeit“ der Sozialpolitik, weil diese behauptet, die überkommenen Formen der Ehe und der Familie seien keineswegs unabänderlich, sondern der Entwicklung fähig. Sie werden in letzter Linie bestimmt durch die jeweilige Produktionsweise. Nein, dem Deutschen

schon, wenigstens dem „gebildeten“, ist seine Familie, seine Ehe heilig, er hält fest an seinen Idealen trauter Häuslichkeit und hehrer Weiblichkeit und läßt sie sich durch keinen „rohen Materialismus“ verkümmern. Die deutsche Hochachtung der Frauenwürde und Familienzucht ist nicht „niedriger“ materiellen Verhältnissen entspringen, sondern der Tiefe des deutschen Gemüthes. Mögen gemüthlose Juden, frievole Franzosen und skämische Engländer thierischen Materialismus predigen, der Deutsche bleibt zu allen Zeiten und unter allen Verhältnissen ein Idealist, vor allem in seinem Verhältnis zu seinem Weibe, zu seinen Kindern.

So rufen unsere „Nationalen“ aus, von denen jeder natürlich von vornherein ein Kolonialfanatiker ist. Sehen wir zu, wie sich der deutsche Idealismus, in Beziehung auf Familie und Ehe, in den Kolonien betätigt. Herr Böller giebt uns einige interessante Aufschlüsse darüber: „Ein durchaus nicht unbedeutender Theil der für längere Zeit hier (in Westafrika) lebenden Kaufleute ist nach Landesbrauch mit eingeborenen Frauen verheiratet; bloß den Angestellten einer einzigen mit der Mission in Verbindung stehenden Firma ist dies ausdrücklich untersagt. Das Heirathen ist hier, wie allenthalben unter Negern, eine Geld- und Geschäftssache. An die ihre Töchter anbietenden Eltern wird für Jungfrauen ein Geschenk von 16 Dollars in Geld und 6 bis 8 Dollars in Waaren gemacht, so daß also der Besitz einer Jungfrau auf etwa 100 Mark zu stehen kommt“ (Böller I, S. 245). (In Kamerun sind die Jungfrauen theurer. D. Ref.) Unter dem Einfluß der Produktionsweise der Neger greift also der Weiße unbedenklich auch zu ihrer Eheform, zum Frauenkauf. Fern sei es von uns, den Betreffenden daraus einen Vorwurf zu machen. Wir wissen ja sehr wohl, daß die Ideen ein Produkt der materiellen Verhältnisse sind; uns überträgt also die Negerethik der Weißen in Afrika durchaus nicht.

Damit sei aber keineswegs gesagt, daß dieselbe eine anmuthige und erfreuliche Erscheinung sei. Der Weiße vernegert in jeder Beziehung nur so weit, als es seinen Augenblicksinteressen entspricht; er steigt nicht voll und ganz auf das Niveau der primitiven Produktionsweise herab, deren Mittel er annimmt, er bleibt in seinem Herzen im Kreise des Kapitalismus; dieser Widerspruch ist es, der in der Ehe, wie im Handel, der Produktion, dem Krieg u. s. w. die widerlichsten Zustände erzeugt.

Wenn der Neger sein Weib kauft, so degradirt er sie damit nicht. Sie wird seine Lebens- und Arbeitsgefährtin, eine höchst nothwendige Gefährtin. Er ist ihr daher gewisse Rücksichten schuldig, ihre Lage ist durchaus nicht so schlecht, als man annimmt. Die Stellung der Weiber im allgemeinen, die der Sklavinnen mitgerechnet, ist trotz des Gekauftheits und trotzdem, daß ihnen die ganze, übrigens nicht sehr bedeutende Feld- und Hausarbeit obliegt, durchaus keine so gedrückte, wie man denken möchte“, sagt Buchner, „und es wohnt hier in diesen und so sehr befehdenden Verhältnissen viel mehr wahres Menschen Glück als in Europa... Die Negerin läßt sich nicht so leicht zum willenlosen Werkzeug niederbeugen, dazu hat sie einen viel zu selbstständigen, der Opposition geneigten Sinn. Auch die Weiber ganzer Dorfschaften thun sich gelegentlich zusammen, um zu streiken. So sollen vor etwa zwanzig Jahren die sämtlichen Dualla-Weiber eines schönen Tages ausgezogen sein und sich irgendwo im Freien ein Separatdorf gebaut haben, um ihren Männern eine Vergewaltigung des ihnen bis dorthin nur sehr dürftig zugemessenen Vorrathes abzutrotzen, und der Erfolg soll glänzend gewesen sein. Oft genug findet man auf Handelsstationen Weiber postirt, die Interessen ihrer Gatten wahrzunehmen und zu vertreten“ (S. 32).

Die Negerfrau des Weißen ist dagegen nicht seine Lebens- und Arbeitsgefährtin, sie ist bloß gekauft für eine kurze Zeit, einzig, um seine geschlechtliche Lust zu befriedigen, ohne irgendwelche andere Bedeutung für ihn. Außer der Vergewaltigung haben die beiden Gatten nicht das geringste gemeinsame Interesse; aber auch auf geschlechtlichem Gebiete ist das Interesse meist nur einseitiges, da das Negermädchen in der Regel weder seinen Willen vom Weißen gekauft wird. Unter diesen Umständen wird die Kaufehe, die beim Neger weder Mann noch Weib degradirt, zur Prostitution, die noch degradirender für beide Theile wirkt, als die europäische, da in der Kolonie keine weiblichen Wesen vorhanden sind, auf die irgend welche Rücksichten zu nehmen wären.

Die beiden Gatten leben nicht zusammen: „Die schwarzen

Frauen wohnen nicht bei ihren weißen Ehegatten, sondern gehen jeden Morgen in einer Kleidung, die sich durch verhältnismäßigen Luxus von der ihrer Mitschwester unterscheidet, in ihr Dorf zurück, um erst Abends wieder zur Faktorei zu kommen. Die Weiber pflegen mit ihren schwarzen Frauen bloß dann gemeinsam zu speisen, wenn sie fieberkrank sind und sich von denselben versorgen lassen.“

Wie gnädig von so hohen Herren! Die Mädchen können sich anfänglich mit ihrer Lage gar nicht befreunden, „sie geberden sich wie wilde Tigertöchter“, mit der Zeit gewöhnen sie sich an ihre Stellung, namentlich, wenn sie einen schwarzen Liebhaber finden, der sie über ihre Unterwerfung unter den gehähten weißen Mann tröstet.

Vertilgt der Kaufmann Afrika, dann hat die „Ehe“ ein Ende. „Daß jene deutsche Kaufleute, welche nach langjährigem Aufenthalt auf afrikanischem Boden zur Heimath zurückkehren, ihre schwarzen Gefährtinnen nicht mit sich nehmen, halte ich für sehr vernünftig. Bisher hat sich noch jeder nach der andern Richtung hin unternommene Versuch aufs Bitterste gerächt. Was soll die Negerin in Europa? Kann sie, welche zur Dienerin geboren (!) ist, die Gattin sein? Oder könnte sie, welche die Gattin gewesen ist, wieder Dienerin werden?“ (Böller, III, S. 74.)

Die Ehen werden also von vornherein mit der Absicht geschlossen, sie nach ein paar Jahren wieder zu lösen. In der That, wie Herr Böller sagt, sehr vernünftig. Wo bleibt aber die christlich-germanische Tugend? Und was geschieht mit den Kindern? Man überläßt sie ihrem Schicksal. Der Vater kümmert sich mit echt deutscher „Gemüthlichkeit“ nicht um sie, einem Negerstamm gehören sie auch nicht an, der sich ihrer annähme, so bilden sie die Keime eines Lumpenproletariats in den Kolonien, das zu deren sittlicher Hebung jedenfalls ungemein beiträgt. Die Knaben werden Epizububen, sagt uns Böller, die Mädchen stellen das Hauptkontingent zur sonst nicht stark vertretenen Prostitution (III, 78). Belämen diese Kinder den Familiennamen des Vaters, so würden gewiß manche der angesehensten Namen der Kaufmannswelt von England, Frankreich und Deutschland hier vertreten sein.“ Diese „angesehenen Namen“ scheinen für die Wahrung des Mutterrechts in den Kolonien sehr besorgt zu sein.

Alles das ist, wie schon gesagt, nicht überraschend. Es ist die naturnothwendige Folge der Kolonialpolitik. Wir bringen den Wilden nicht die Zivilisation, sondern nehmen von ihnen die Barbarei an, die bis zur abstoßendsten Gemeinheit entartet, da sie den Tendenzen einer höheren Produktionsweise dienlich gemacht wird.

Zunächst haben die Kolonien u. s. w. nur die Deutschen in Afrika vernegert, aber es scheint, als beginne die Vernegerung sich bereits in gewissen Kreisen Deutschlands einzunisten. Es ist eine nicht hinwegzuleugnende Thatsache, daß der Kultus der Barbarei in Deutschland nicht nur in den Kreisen, die an ihr ein direktes Interesse haben, sondern selbst unter bürgerlichen Ideologen, die dem praktischen Leben ganz fern stehen, immer mehr überhand nimmt. Die Barbarei, welche das Kolonialfieber in seinen Anfängen bei Spaniern, Engländern und Holländern im 16. und 17. Jahrhundert groß zog, diese Barbarei erstreckt jetzt in gewissen Kreisen Deutschlands. Die alten Kolonialnationen, die bereits durch Erfahrung gelehrt haben, wie weit man in der Ausbeutung der Kolonien gehen kann, ohne das Huhn zu schlachten, das goldene Eier legt, werden in Deutschland wegen ihrer „falschen Humanität“ verspottet und verlästert. Wenn Herr Böller den Holländern vormüß, sie hätten ihr schändliches System der Zwangsarbeit in Ostindien durch allzugroße Humanität verdorben (II, 142) und wenn Herr Buchner gegen die „unselbige Gleichheitstheorie“ und die überschwengliche Humanität der Engländer eifert, welche die „Freiheit“ der Eingeborenen in den Kolonien großziehe, so geschieht das unter dem Beifall der Mehrheit gerade derjenigen, die bei jeder Gelegenheit von der Erblichkeit des deutschen Gemüthes und des deutschen Idealismus über ausländischen Materialismus schwätzen.

Nur in einem Punkte vernegert Deutschland nicht, in Bezug auf die Freiheit. Die Kameruneger sind völlige Demokraten, ihre „Könige“, wie man ihre Häuptlinge nennt, nur die Ersten unter Gleichen. Heute ist in Kamerun „die sicher (?) früher vorhanden gewesene Subordination so sehr gelockert, daß man das herrschende System schon mehr als Polyarchie oder Anarchie bezeichnen kann. Die meisten Häuptlinge wissen sich

die den Eindruck einer Kunstausstellung, eines Gewerbe-Museums machen.

„Ja, wäre unser Leben auch — stilvoll, dann „möcht's leidlich scheinen“, — so aber „steht es schief darum“. — Hinter Büchenscheiben an einem altdeutschen Tischchen sitzt die Gattin in einer Pariser Robe modernsten Schnitts; sie ermangelt auch nicht der Tournüre, die gewiß die biederen altdeutschen Frauen derjenigen Zeit, aus welcher der Stil des Zimmers geborgt ist, nicht trugen, weil sie dieselbe — wie man nach den Traditionen annehmen muß — nicht nötig hatten. Damals war auch der Schwerpunkt noch nicht, wie jetzt, so merkwürdig — verrückt“. — Die Nähmaschine schaut sich verwundert in der altdeutschen Umgebung um und kann nicht begreifen, wie sie da hinein gekommen ist; sie träumt gewiß von einem weitläufig mit ihr verwandten Wesen, dem Spinnrad, das nun zwar in die stilvolle Einrichtung, nicht aber in die Zeit passen würde. — Der Hausherr sitzt am stilvollen Schreibtisch, er selbst ist durchaus nicht stilvoll gekleidet, — er trägt nicht den altdeutschen Rod, wie ihn Zahn vorschreibt: „Hinten zu und vorn offen!“ sondern er besitzt einen gewandten Schneider, dessen Recepte zum gut und modern sitzenden Jaquet und dito Pantalons minder einfach und lakonisch sind, als jene Vorschrift Zahn's.

Nun tritt mit mir in das Speisezimmer, wo große Humper von den eigenen Gefässen herabschauen; wo aber sind die biederben Ritter, die sie leeren?“ Statt der letzteren siehst Du wohlstriffrige Lieutenanten mit gewichtigen Schnurrbärten, das Monocle im Auge. Man schlürft Thee, macht Conversation (— solche „macht“ man nämlich, wenn man eigentlich nichts zu sagen hat —), und die Damen haben auch nicht viel von den Ritterfräulein, wie sie zu der altdeutschen Einrichtung passen würden — selbst ihr „Panzer“ entstammt einer wesentlich anderen Epoche, als der altdeutschen Ritterzeit. Lieber Leser, ich will Dich nicht langweilen, — denke Dir lieber selbst alle die lächerlichen und Widersprüche aus, die in einem stilvoll eingerichteten Hause vom ersten Moment an, wo die Be-

wohner Morgens die Augen aufschlagen, bis zum Schlafengehen sich darbieten. Vergiß dabei vor allem nicht die stilvolle Kinderstube mit ihren Windeln und sonstigen Intimitäten, und Du hast Stoff genug zu lachen und mir beizusplichten.

Da lobe ich mir die Consequenz, die die „fliegenden Blätter“ in ihrer köstlichen Laune vor einiger Zeit gezogen hatten. In einem allerliebsten Bilde waren sie nicht bei den stilvollen Möbeln stehen geblieben, nein, die ganze Familie war altdeutsch gekleidet, der Vater und die Buben hatten den charakteristischen viereckigen Paarschnitt der alten Zeit, die Mutter erschien & la Martha Schwerdtlein, die Töchter sämtlich & la Gretchen. Und — horribile dicta! — der Vater sprach ein Tischgebet, „weil das zur altdeutschen Einrichtung paßt“; aus gleichem Grunde hatte man sich ein altes Großmütterchen als stilvolles Inventarstück verschrieben; dasselbe saß hinter den Büchenscheiben im Erker in altdeutscher Tracht am Roden. In eine solche Umgebung passen dann auch die Worte einer auf's Altdeutsche verlesenen Dame, die ihrem Dienstmädchen befahl: „Hildegard, gehe in die Remnate und lange das Linnen für Elbert aus der Truhe!“ Das Mädchen verstand auffallender Weise und holte aus der Kommode im Schlafzimmer die Windeln für's Kind. Solchen stilvollen Müttern und Hausfrauen dürfte die Alliteration zu empfehlen sein, etwa:

„Wasche, o Weib, die Windeln im wogenden Wasser“ oder:

„Roche den kräftigen Kaffee auf knisternder Rohle!“ u. s. Das nenne ich dann doch wenigstens consequente Durchführung eines „stilvollen“ Gedankens!

Was heißt denn überhaupt „Stil“? — Es ist die Kunststrichung, wie sie einer bestimmten Zeit und einem bestimmten Volk eigen ist und in beiden zum concreten Ausdruck gelangt, ein Resultat von tausenderlei eigenartigen Impulsen, Motiven, Anschauungen und Anlässen eben in jener Zeit und bei jenem Volke. Damit ist eigentlich schon die ganze Sucht nach altdeutschem Stil als lässliche und für unser modernes Leben nicht passende Imitation ver-

„Stilvoll.“

Ernstes und Heiteres von Willy Heisen.

„Stilvoll“ ist ein Haupt-Schlagwort, ja geradezu charakteristisch unserer Zeit geworden. Alles strebt nach Stil, — gewiß ein lobenswerthes Streben, insofern darin der Wunsch ausgedrückt, alten häßlichen Schlenkerien und den Sinn auf das Schöne und Ideale zu lenken. Allein in höchst unerquidlicher Weise werden dabei ganz verschiedene Gebiete durcheinander gemischt: die des täglichen Lebens und die Welt der Kunst. Aus dem Herzen in diese stüchigen, diese aber einfach mit dem täglichen Leben verträglich, als die holde Muse aus ihrem Schutzhause vertrieben und auf die Gasse jagen, wo sich zu einem on dit zufolge, wie sich der gebildete Redner ausdrückt — ganz andere weibliche Gesellen, als die klassischen „alle Neune“, umhertreiben. Es ist gewiß zu loben, wenn die Baukunst ihre für die Zeit geschaffenen monumentalen Werke mit Fleiß und Sorgfalt zu vollenden strebt, für die Wit- und Nachwelt im täglichen Anschauen allmählich und unbemerkt, doch auch weiter gelten lassen, daß man gewisse Repräsentanten — „stilvoll“ — um das verwünschte Wort zu bestimmten Zeiten und zu mehr oder minder feierlichen Anlässen benützt, — die gewöhnliche Alltagswelt bleibt aber unberührt. Aber stilvolle Einrichtungen der Wohnräume, wie sie heute sieht, fallen zum größten Theil dem oben erwähnten Ladel anheim. Ebenso wenig, wie man etwa das tägliche Gespräch in klassisch-jambischen Versen führen kann, ohne lächerlich zu werden, eben so wenig kann man ungefrast den täglichen Bedürfnissen zuwider sich mit Möbeln umgeben,

Man denke sich die Ueberraschung, als sich mittlere...

Rehrseite des Artistenlebens. Das aus aller...

Berlin von seinem vor drei Jahren stattgehabten Gastspiel...

Der General-Anzeiger der Frau Gombert, jenes...

Ein Gaunerfischchen. Unter dem Reichen der Maslen...

Gegen die Nacht-Cafes. Neu entstehenden Cafes wird...

hat. Allein sein Wohnzimmer mit so fremder und veralteter...

Wir fanden Goethe's Worte über einen so sehr in's...

Nach diesen überzeugenden Sätzen des weisen Meisters...

zwischen deren Zeilen man deutlich "Narrenspöffen" liest...

alle Leser paßt, so ist das kein Unglück. Fühlen...

Es war von einem Bücherschrank die Rede, der...

einmal in ihrer jetzigen Imitation originell, sondern...

in einem Hause", sagte Goethe, "wo so viele...

Es war von einem Bücherschrank die Rede, der...

einmal in ihrer jetzigen Imitation originell, sondern...

in einem Hause", sagte Goethe, "wo so viele...

Es war von einem Bücherschrank die Rede, der...

einmal in ihrer jetzigen Imitation originell, sondern...

in einem Hause", sagte Goethe, "wo so viele...

Ende 1886 eine längere Polizeistunde als bis 2 Uhr Morgens...

Hausfuchung. Am Sonntag Morgen wurde bei Herrn...

Die Bionskirche in Feuergefahr. Am Sonnabend...

Geschädigter Pferdebahnhof. Ein mit Steinen...

Zu rekonnostriren. Sonnabend Abend wurde von Be...

Ein schreckliches Wiedersehen. Wohllich gestorben ist...

Ein entschlicher Unglücksfall ereignete sich heute Nach...

Polizeibericht. Am 18. d. Mts. Nachmittags wurde eine...

Gerichts-Zeitung. Einen unglaublich leichtsinnigen Streich des Tech...

Einen interessanter Fall von Stempelsteuer-Hinter...

hat. Allein sein Wohnzimmer mit so fremder und veralteter...

Wir fanden Goethe's Worte über einen so sehr in's...

Nach diesen überzeugenden Sätzen des weisen Meisters...

zwischen deren Zeilen man deutlich "Narrenspöffen" liest...

alle Leser paßt, so ist das kein Unglück. Fühlen...

Es war von einem Bücherschrank die Rede, der...

einmal in ihrer jetzigen Imitation originell, sondern...

in einem Hause", sagte Goethe, "wo so viele...

Es war von einem Bücherschrank die Rede, der...

